

Zeitschrift: Berner Schulblatt
Herausgeber: Bernischer Lehrerverein
Band: 85 (1952-1953)
Heft: 49

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Berner Schulblatt

L'ECOLE BERNOISE

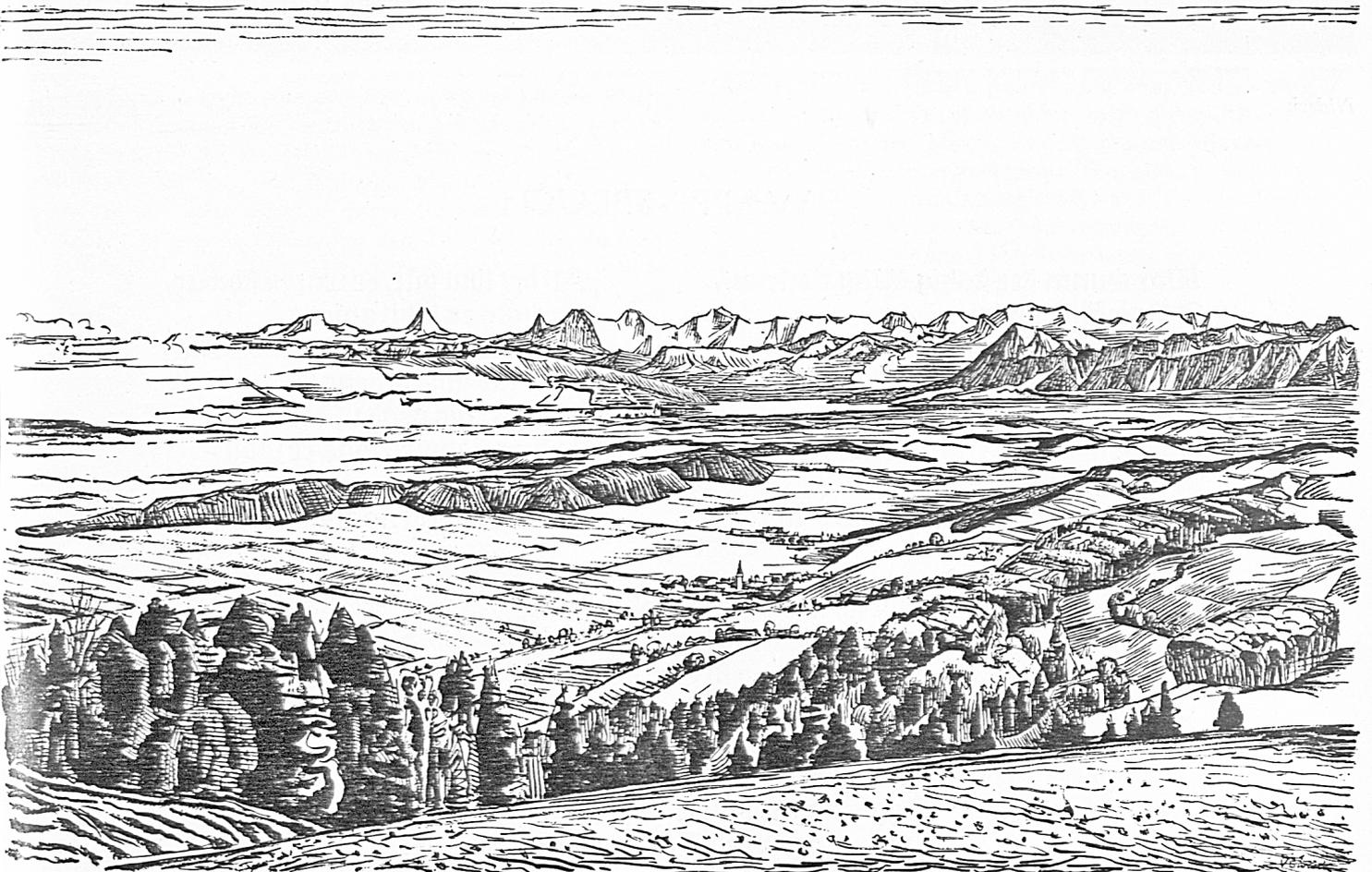
KORRESPONDENZBLATT
DES BERNISCHEN LEHRERVEREINS
ERSCHEINT JEDEN SAMSTAG

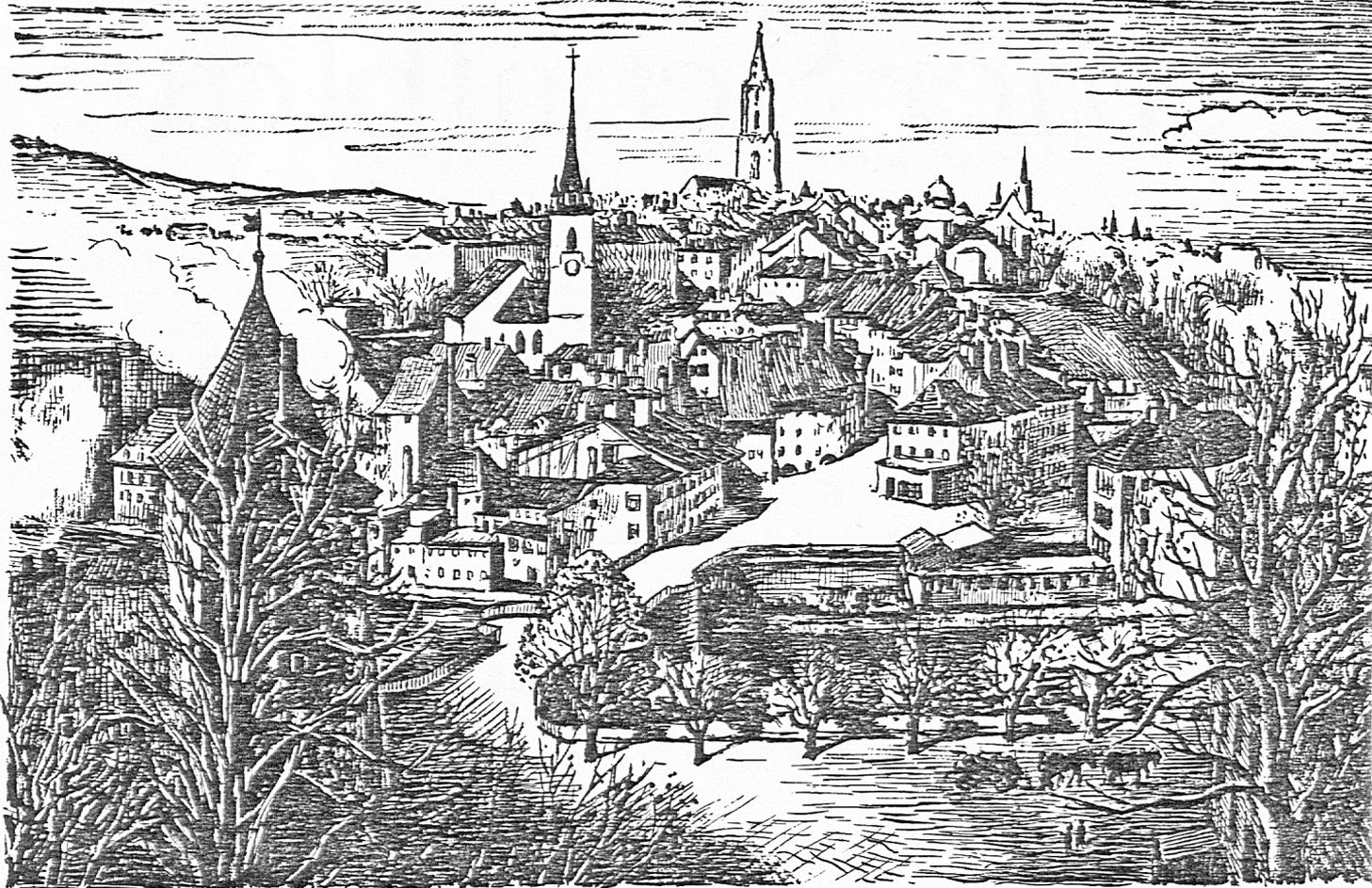


ORGANE DE LA SOCIÉTÉ
DES INSTITUTEURS BERNOIS
PARAIT CHAQUE SAMEDI

600 Jahre

Bern im Bund der Eidgenossen
1353-1953





Nideck

Viktor Surbe

WAPPE-SPRUCH

Wär chunnt der stoßig Wäg z' d'üruuf,
 U Rosefälde d'üre,
 Im glyche Trapp, im glyche Schnuuf,
 U streckt sy Zunge vüre?
 Säg hurti, wär so gsatzlig geit
 U festscht uf breite Talpe steit?
 Wär isch es, wär?
 Es isch der Bär, der Bärner Bär!

Wi het ihm vüre, er trappi schwär,
 Er chöm es bisli grietig,
 Er sprängi nid, der Bärner Bär,
 U syg nid übermüetig,
 Er tanzi nid grad uf der Stell
 U bsinn si zwuri, was er wöll -
 So syg's eso!
 Er isch de gäng no zytig cho!

U wosch uf öpper di verlah,
 De bruuchsch nid wyt ga z' sueche -
 Da het er gäng sy Ehr druff gha!
 Der Bärner Bär mueß zueche,
 Dä git nid nah u seht nid lugg,
 U niemisch chräbsset dä der zugg,
 Syg's no so schwär,
 Da zwängt's der Bär, der Bärner Bär!

HANS ZULLIGER

Bern im Bund der Eidgenossen

Vortrag von Arnold Jaggi

gehalten an der Pestalozzifeier des Lehrervereins Bern-Stadt, Samstag, den 28. Februar 1953

(Das Referat erscheint hier in stark erweiterter Form.)

Wir Schweizer schätzen es, wenn andere Völker ihre geschichtliche Entwicklung und ihre Staatseinrichtungen kritisch durchleuchten. Noch mehr, in gewissen Fällen halten wir uns geradezu für berechtigt, von andern Selbstkritik und Selbstanklagen zu erwarten, zum Beispiel dann, wenn sie Vorbereitungen trafen, um uns zu nahe zu treten. Unsere Haltung mag in einem solchen Fall an sich verständlich sein; aber es fragt sich doch, ob wir gegenüber uns zu jener erbarmungslosen Sachlichkeit und Wahrheitsliebe, die wir andern zumuten, selbst bereit und fähig sind.

Nun ist es wohl zu begreifen, dass ein Volk an seinen Feiertagen nicht das Hässlichste aus seiner Vergangenheit hervorzerzt. Ja den Schöpfern der Festspiele muss es erlaubt sein, dem Bedürfnis nach Verklärung Raum zu geben, ohne vorher die Gerichtsakten nachzuschlagen. Denn wer möchte dem Überschwang des Herzens nicht auch seine Saison gönnen? Die geschichtliche Gedenkstunde aber darf das Ungute nicht verschweigen und das Lobenswerte nicht überhöhen. Denn die Art und Weise, wie wir unser Herkommen sehen, deuten und beurteilen, beeinflusst uns bei der Gestaltung unserer politischen Zukunft. Das haben Völker immer wieder und gerade auch in unserer Epoche auf eine unerhört bittere Weise erfahren. Es ist auch im Blick auf unsern Alltag gefährlich, in uns das Unterscheidungsvermögen für Recht und Unrecht, Heilsam und Bedenklich abzuschwächen. Versuchen wir also, auch in der vaterländischen Gedenkstunde, ja gerade in ihr, bei den Tatbeständen zu bleiben. Dabei wird niemand vergessen, dass der Historiker kein Monopol für die Erkenntnis der geschichtlichen Wahrheit besitzt; denn was er ergründen und vermitteln möchte und sollte, das ist ja nicht bloss ein reines Wissen, von dem er behaupten dürfte, es verhalte sich so und nicht anders. Es handelt sich vielmehr, offensichtlich oder versteckt, zugleich um einen Befund darüber, was die Dinge für eine Bedeutung, für einen Sinn und für einen sachlichen und ethischen Wert oder Unwert hätten.

Aus der Geschichte Berns von seiner Gründung bis zum Laupenkrieg

Aus der älteren Geschichte Berns seien nur wenige, grundlegende Tatsachen festgehalten. Die Stadt wurde nicht wie die waldstädtische Eidgenossenschaft gegen einen Fürsten, sondern von einem Fürsten gegründet. Das verlieh ihr von Anfang an ein aristokratisches Gepräge. Um 1226, als das Gemeinwesen 35 Jahre zählte, setzte sich der Rat aus sechs Adeligen und sechs Bürgern zusammen. Der Schultheiss und nicht die Gemeinde wählte ihn, und er ergänzte sich selbst.

Noch im 13. Jahrhundert suchte sich die Stadt durch den Abschluss einer Reihe von Schirmverträgen und

Bündnissen zu sichern. So verbündete sie sich mit Freiburg, mit Murten, mit dem Bischof von Sitten, mit dem Reichsland Hasli und mit Biel. Mit diesem System von Bündnissen, die von Zeit zu Zeit erneuert wurden, legte Bern den Grund zu einer förmlichen Eidgenossenschaft in der Westschweiz oder, wie man damals sagte, in Burgund. Im Jahre 1251, also schon 60 Jahre nach seiner Gründung, hebt eine Urkunde mit den Worten an: « Schultheiss und Burger von Bern und alle unsere Eidgenossen von Burgund. »

In den Jahren 1288/89, also drei Jahre vor dem ersten fest datierbaren eidgenössischen Bund in den Waldstätten, kam es zu einem heftigen Zusammenstoss zwischen Bern und Rudolf von Habsburg wegen dessen Steuerforderungen. Im nächsten halben Jahrhundert sahen sich Bern und die Urschweizer immer wieder dem gleichen Gegner gegenüber, den Österreichern und deren Parteigängern. Kein Wunder, dass sich unter diesen Umständen Berner und waldstädtische Eidgenossen fanden und miteinander verbanden, zuerst, noch nur vorübergehend, im Jahre 1323, endgültig am 6. März 1353. Doch damit haben wir vorgegriffen.

Im Jahre 1298, sieben Jahre nach dem Tode König Rudolfs von Habsburg, begann sein Sohn Albrecht den Kampf um den Thron. Für die Freunde Österreichs in unserer Umgebung bedeutete dies das Signal zum Angriff auf das antihabsburgische Bern. Es vermochte sich in diesem Kriege aber zu behaupten, brach die ersten Burgen in seiner Nähe und zwang deren Herren, in der Stadt Burger zu werden und ihr mit ihren Leuten zu dienen. Die vier Kirchspiele nahm sie in eigene Verwaltung. Sie bildeten das erste Landgebiet Berns. Damit begann in dessen Geschichte eine neue Epoche. Die Stadt machte durch den Abschluss von neuen Schirmverträgen, Bündnissen und Burgrechten, ferner durch Kauf oder pfandweise Erwerbung von Herrschafts- und Gerichtsrechten und nicht zuletzt durch eine Reihe von kleineren oder grösseren Fehden neue Herren, neue Klöster und neue Gebiete von sich abhängig.

Nebenher betrieb sie, wie andere Städte, den Herren der Landschaft gegenüber eine Art von grossangelegtem Menschenraub. Sie verlieh nämlich zahlreichen Unterebenen des Adels gegen die Übernahme gewisser Verpflichtungen die Stellung von Ausburgern. Damit entzog Bern den Herren auf kaltem Wege Soldaten, Steuerzahler und Gerichtsuntertanen. Die Gewonnenen bildeten für die Stadt wertvolle Horch- und Meldeposten und im Ernstfall Hilfskräfte, wenn auch, da sie sehr gefährdet waren, nicht unbedingt zuverlässige.

Für das Empfinden der Adeligen bedeutete all das eine unheimliche Infiltration des städtischen Einflusses in ihren Herrschaftsgebieten, ein ruheloses Unterminieren

und Unterhöhlen des Bodens, auf dem, symbolisch gesprochen, die Burgen standen.

Dieser ganze Prozess des Kampfes der aufstrebenden Städte gegen die Burgen und deren Insassen ging Hand in Hand mit einer Geldentwertung, die den Adel, der ohnehin am Verarmen war, empfindlich traf. Die Geldabgaben, die der adelige Grundherr von seinen Erbpächtern und andern Pflichtigen bezog, waren ein für allemal fixiert; sie konnten also nicht gesteigert werden, mochte die Kaufkraft des Geldes sinken, wie sie wollte. Ja die Entwertung ergriff sogar einen Teil der Naturalabgaben. Denn in den Zinsrödeln der Adeligen fanden sich häufig Posten wie folgende: « 7 Zieger, der jeglicher 10 Schilling wert sin soll, 2 Swin, der jegliches 12 Schilling wert sin soll, und 3 Widder, der jeglicher 4 Schilling wert sin soll. » Da wurden Zieger, Schweine und Schafe, die der Burgherr empfing, kleiner und kleiner. Dazu kamen die sorglose Wirtschaftsweise der Adeligen, der kostspielige Besuch von fernen Höfen und Turnieren, die Ausgaben für Söldner und den Bau von neuen Burgen, die kirchlichen Stiftungen und die beständigen Erbteilungen.

Alles in allem: In den ersten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts war es schwer, in den heutigen bernischen Landen Adeliger zu sein. Der einzelne vermochte sich nicht zu helfen. Glück und Erfolg standen auf der Seite des an- und um-sich-greifenden Teils, und das war die Stadt.

Es lag nahe, dass sich die bedrohten Adeligen zu einem Bunde zusammenschlossen und sich, allerseits durch Österreich ermuntert, zur Wehr setzten. So kam es 1339 zum Laupenkrieg, in dem für Bern Tod und Leben auf dem Spiele standen. Infolge des Bündnisses von 1323 eilten die waldstädtischen Eidgenossen herbei und halfen auf dem Bramberg die Stadt und ihre schon sehr ansehnliche Herrschaft über grössere Teile des Landes retten.

Das bernisch-österreichische Bündnis von 1342

Nun hiess es: « Gott ist Burger zu Bern geworden; wer mag wider ihn streiten? » Österreich hielt diese machtpolitisch gemeinte Prognose für richtig und beeilte sich darum, die Konsequenzen zu ziehen. Was tat es? Es schloss im Frühjahr 1342 ein Bündnis mit Bern. Es war dies weder für die eine noch die andere Seite eine Angelegenheit der Sympathie, sondern der klugen Berechnung. Österreich, das, wie schon diese Bezeichnung verrät, seine politischen Hauptziele seit langem ausserhalb unseres Landes verfolgte, legte Wert darauf, in unseren Gegenden das standfeste Bern nicht zum Feinde zu haben. Bern aber stimmte dem Abschluss eines Bundes deshalb zu, weil der umwohnende Adel von Österreich dann keine Unterstützung mehr zu erwarten hatte und darum künftig nicht zu fürchten war.

Wenn man nur wüsste, wie die Waldstätter die Nachricht von diesem Bündnis aufnahmen! Es muss für sie eine schwere Enttäuschung bedeutet haben, und es mag in ihren Bergen manch unwirsches Wort, manch bitteres Urteil über dieses unbegreifliche Bern gefallen sein.

Der für waldstädtisches Empfinden seltsame Vertrag illustriert eine wichtige Tatsache: Die politische Lage Berns war von Anfang an komplizierter und schwieriger als die der Eidgenossen in den Bergen und blieb es. Hatte

der Bauer in den Waldstätten eine politische Entscheidung zu treffen, so befragte er sein Herz, zuweilen auch nur seine Affekte und blieb bei dem, wozu beide ihn bestimmten. Dabei warf er etwa noch einen liebevollen Blick auf Hellebarde oder Morgenstern und dachte bei sich: Wir bleiben einander treu, du und ich, und am Tage der Schlacht werden wir gemeinsam alles entscheiden. Eine gewisse Ausnahme machten nur die Urner; sie gaben sich früh nicht ausschliesslich den augenblicklichen Gemütswallungen hin, sondern fassten mit einer gewissen Nüchternheit ein Dauerziel ins Auge: die Beherrschung des Gotthards und des Tessins.

Mit so einfachen Mitteln wie die Mehrheit der Waldstätte kam Bern in seiner Politik nicht aus. Seine Führer suchten nicht zuerst bei ihrem Herzen Rat, sondern bei ihrem politischen Verstand und dessen geheimnisvollen Rechenbüchern. Gewiss vergassen auch sie nicht, dass es Waffen gab. Aber sie trachteten danach, diesen nur gerade die Arbeit zu überlassen, die auf keine andere Weise verrichtet werden konnte.

Der Bund vom 6. März 1353 und die Entwicklung bis 1415

Was das bernische Verhältnis zu Österreich und den Eidgenossen anbelangt, kam die Aarestadt nicht zu einem Entweder-Oder, sondern zu einem Sowohl-Als auch, was zeitweilig, nämlich im Krieg zwischen Zürich und Habsburg, nur unvollkommen zu erreichen war. Nicht der einzige, aber wohl der wichtigste Umstand, der Bern bewog, sich im Jahre 1353 für einen ewigen Bund mit den waldstädtischen Eidgenossen gewinnen zu lassen, war folgender: Obwalden betrieb über den Brünig herüber eine rührige Propaganda dafür, dass das engere Oberland sich seinem Gebiet anschliesse oder vielleicht auch einen selbständigen eidgenössischen Ort bilde. – Es zeichnete sich damit schon jetzt der künftige Gegensatz zwischen Städten und Ländern ab. – Bern wünschte, die verlockenden Sirenen- gesänge Obwaldens durch den Abschluss eines endgültigen Bündnisses zum Verstummen zu bringen. Es war also nicht allein die Stimme des Herzens und jedenfalls schon gar nicht blinde Liebe, sondern ein gutes Stück vernünftiger Berechnung, was die Berner zum Eingehen dieser Ehe bewog. Die Waldstätte mussten Bern gegenüber die Pflicht übernehmen, sein Gebiet zu garantieren. Damit opferten sie die Wünsche Obwaldens.

Im übrigen versprachen sich die Partner gegenseitig Hilfe und schiedsgerichtliche Entscheidung von Streitigkeiten. In der Fassung einzelner Artikel scheint sich echt bernische Vorsicht und Bedächtigkeit zu spiegeln. So nimmt Artikel vier vor jedem Krieg eine Beratung im Kienholz in Aussicht. Das sollte Bern, wie wohl richtig vermutet worden ist, ermöglichen, sich davor zu schützen, überstürzt in einen Krieg mit Österreich verwickelt zu werden. Mittelbar verbündeten sich im März 1353 auch Bern, Luzern und Zürich miteinander. Der Gesamtbund umfasste in Wirklichkeit aber nicht bloss Bern und die drei oder fünf Orte; er brachte vielmehr zwei Eidgenossenschaften, die waldstädtische und die bernisch-burgundische, miteinander in Verbindung. Bern hatte diese soeben befestigt, indem es in den Jahren 1351 und 52 seine Bündnisse mit Solothurn, Murten und Biel erneuerte und das letzte auf ewig abschloss. Die

genannten Städte verbündeten sich zum Teil damals, zum Teil etwas später ebenfalls untereinander; auch zogen sie noch weitere mittel- oder unmittelbar in ihren Bannkreis, so Peterlingen und Neuenstadt. All das bedeutete, dass Bern das Zusammenwachsen der westlichen Teile unseres Landes mit den östlichen einleitete.

Uri, Schwyz und Unterwalden hatten sich gegenseitig und auch mit Luzern auf eine gemeinsame Aussenpolitik verpflichtet. Im Berner Bund aber behielten sich die Partner, ohne Zweifel auf Verlangen der Aarestadt, die Freiheit vor, sich nach Belieben weiterzuvorbünden; nur sollte der Berner Bund späteren Verträgen vorgehen.

Bern war noch keineswegs in der Eidgenossenschaft aufgegangen. Es betrieb vielmehr auch nach 1353 eine eigene, sehr selbständige, kraftvolle Aussenpolitik, nicht allein aus Übermut und leichtfertigem Machttrieb. Wenn es den gleichen Grad von Sicherheit wie die drei Orte in ihren Bergen erreichen wollte, dann musste es stärker um sich greifen als sie, denn es hauste im offenen Lande, und zwar an der Grenzscheide zweier Völkerstämme und zweier Kulturen. Es musste sich sowohl um den Osten als um den Westen kümmern. Was dort und was hier geschah, beides konnte es stärker gefährden und stärker fördern als andere Orte. Dabei bedeutete der neue Bund mit den waldstädtischen Eidgenossen für Bern immerhin etwas Wichtiges, eine zuverlässige Rückendeckung.

Es kam ihm beim weiteren Ausbau seiner Macht auch zugut, dass es in seinen Mauern keine Zünfte von politischer Bedeutung aufkommen liess; denn, so behauptete es, wo es solche gebe, entstünden stets Parteiungen. Infolge des Burgfriedens im Innern wurde es nach aussen schlagkräftig. Was die Herrschaftsgebiete anbelangt, duldet Bern keine Querverbindungen unter ihnen. Die verschiedenen Bezirke standen allein mit der Stadt im Vertragsverhältnis.

Nach dem Sempacherkriege griff Bern schon über sein heutiges Gebiet hinaus, indem es nicht nur mit Neuenstadt (1388), sondern auch mit den Grafschaften Greyerz (1401) und Neuenburg (1406) Burgrechte abschloss. Diese gingen alle darauf aus, Gegensätze zwischen Herren und Untertanen auszunutzen. Bern nahm



König Friedrich überreicht den Bernern die Handfeste

sich überall der unzufriedenen Massen an, unterstützte ihren Befreiungswillen, warf sich zum Schiedsrichter zwischen den beiden Lagern auf und verstand es, sich oft beide dienstbar zu machen. Sie, insbesondere die Untertanen, mussten sich zur Waffenhilfe verpflichten. Im ganzen gewannen sie an Bern einen guten, wenn auch nicht einen selbstlosen Beschützer.

Bei der Eroberung des Aargaus handelte es nach der nicht formulierten Losung: Wer zuerst nimmt, nimmt am besten. Sein Eroberungswille entfesselte den der andern Orte und gab damit das Zeichen, ein Stück österreichischer Herrschaft aus unserem Lande hinauszufegen. Das war bald getan, forderte aber später schwere Opfer, zunächst in der Zeit des Alten Zürichkrieges.

Bern in der Zeit des Alten Zürichkrieges und der Eroberung des Thurgaus

In den ersten Phasen des verhängnisvollen Streites zwischen Schwyz und Zürich wegen des toggenburgischen Erbes blieb Bern nicht völlig unparteiisch. Es begünstigte die Schwyzer. Im Spätjahr 1440 passte ihm der Ausbruch eines Krieges, weil es die zürcheri-

schen Herrschaftsrechte über Bremgarten und Mellingen an sich reißen wollte. Die aussenpolitische Energie Berns, die wir im ganzen mit Recht bewundern, war im Begriffe, in diesem Falle zu überborden und sich in einer unerlaubten Richtung zu entladen. Es blieb indes- sen sozusagen bei einer politischen Gedankensünde, jedenfalls beim Vorsatz. Aber das züngelnde Gelüste genügte, um zur Entfaltung des Brandes Wesentliches beizutragen; denn weil Bern seine Versuchung nicht zur rechten Zeit meisterte, trat es im entscheidenden Augenblick der Ländergier des kleinen Schwyz nicht entgegen, sondern sagte ihm Hilfe zu. Daraufhin prellte dieses im November 1440 mit seiner Kriegserklärung vor. Es kam zu einem unbedeutenden Waffengang und darauf zu Friedensverhandlungen. Bern leistete nunmehr den masslosen Forderungen Ital Redings Widerstand; aber der Friede vom 1. Dezember 1440 miss- handelte Zürich dennoch, indem es selbst Teile seines alten Gebietes, die sogenannten Höfe am oberen Zürich- see, an Schwyz abtreten musste. Im Sommer 1442 ver- bundete sich die bitter enttäuschte Stadt an der Limmat mit Oesterreich. Trotzdem tat Bern jetzt alles, was es tun konnte, um den Ausbruch eines Krieges im grossen zu verhüten. Es überlegte sich die Entwicklun- gmöglichkeiten des Konfliktes genau und fasste seine Entschlüsse. Zunächst warnte es die Schwyzer dringend. Allein umsonst; ihre verwöhnten Führer taten, was sie gelüstete. Sie erklärten gemeinsam mit Glarus an Zürich und Österreich den Krieg. Dieses verlangte die Wieder- abtretung des Aargaus. Wenn er nicht verloren gehen sollte, musste Bern nun das Schwert ziehen. Es blieb ihm keine Wahl. Das kleine, aber ausserordentlich macht- gierige Schwyz hatte über den zu spät erwachten bern- ischen Willen zum Frieden gesiegt. Es begann ein unendlich leidvoller, ja grauenhafter Bruderkrieg. Wahr- lich, der Aargau wurde uns nicht geschenkt.

Im Verlaufe dieses Krieges erlebte Bern einige seiner düstersten Stunden. Am Abend nach der Schlacht bei St. Jakob an der Birs brach unter den bernischen und solothurnischen Truppen, welche die Farnsburg belager- ten, eine Panik aus. Heim! heim! und das Land vor dem Einbruch der furchtbaren Armagnaken schützen! So schlugen ihre Herzen.

Als am andern Tag die Mitglieder des Rates zu einer Sitzung zusammentraten, fehlten ihrer 24. Sie lagen bei St. Jakob vor den Toren Basels. Das bewegte die Gemüter ohne Zweifel stark. Aber weit ernster, ja unerhört war es, dass ein Zweifrontenkrieg vor der Türe zu stehen schien. Bis dahin hatten weder Bern noch seine Eidgenossen je Ähnliches erlebt. Die Gefahr ging vorüber; aber Bern vergass jene unheimlichen Stunden, in denen es um seine Existenz gezittert hatte, nicht mehr.

Die Armagnaken waren aus dem Westen gekommen. Diese Tatsache machte es den bernischen Staatsmän- nern aufs neue eindrucklich, wie wichtig die Lande gegen Sonnenniedergang für unser Gebiet waren.

Etwa seit Mitte des 15. Jahrhunderts fingen verlok- kende Visionen an, sich der Tag- und der Nachtträume der bernischen Politiker zu bemächtigen: Der blaue Berg, der Jura, sollte die künftige natürliche Landes- grenze bilden; wie, wenn die Waadt gewonnen werden könnte? Dabei war es ihnen sogleich klar: Ein solcher

Vorstoss in den Westen war nur möglich, wenn der Osten befriedet wurde, mit andern Worten, wenn die Eidgenossenschaft sich mit Österreich endgültig ver- söhnte.

Im Jahre 1460 brachen die östlichen Orte auf, um den Thurgau zu erobern. Die Berner blieben zuerst zu Hause, und beim Abschluss des Waffenstillstandes begehrten sie keinen Anteil an der neuen gemeinen Herrschaft. Das war ein Wunder: Ein Bern, das die Hand nicht aus- streckte nach Land und Leuten; was für eine unge- wohnte Erscheinung! Es wollte sich im Osten nicht binden, um für den Westen frei zu bleiben.

Die Burgunder Kriege

Nach knapp einem Jahrzehnt setzte die Entwicklung ein, die zu den Burgunder Kriegen führte. Dass es in erster Linie Bern war, das die Eidgenossen in diesen Krieg verwickelte, ist unbestritten. Aber darüber sind die Auffassungen geteilt, ob es zu seinem Vorgehen zu- reichende Gründe hatte oder in jenen stürmischen Jah- ren doch zu haben schien.

Um sich in dieser Frage eine Meinung zu bilden, muss man davon ausgehen, dass Herzog Sigmund von Öster- reich im Jahre 1469 mit Karl dem Kühnen den wichti- gen Vertrag von St. Omer abschloss. Karl, der als der reichste Fürst des Abendlandes galt, liess Herzog Sig- mund 50 000 Gulden und empfing als Pfand hierfür ausgedehnte Gebiete im Elsass und im Schwarzwald, sowie das Fricktal diesseits des Rheins. Zugleich nahm Karl den österreichischen Herzog gegen alle Feinde, ins- besondere gegen die Schweizer, in Schutz und machte ihm überdies mündlich weitgehende Versprechungen. Karl wolle Sigmund, so hiess es, « die Sweytzer helfen gehorsam ze machen ». Das bedeutete nichts anderes, als dass sie gezwungen werden sollten, die ursprünglich habsburgischen Gebiete herauszugeben.

Die Eidgenossen hatten im Norden, und zwar, wie gesagt, selbst diesseits des Rheins einen neuen gewalti- gen Nachbarn bekommen. Burgund war ja eine der grössten und stärksten Militärmächte der Zeit. Die Pfandlande reichten bis zum Hauenstein. Von hier aus konnte Karl die Schweizer Städte in ein oder zwei Tages- ritten überraschen.

Aber noch mehr. Karl besass im Waadtland zahlreiche Freunde und im Ernstfall wohl auch Helfer; denn viele kleine und mittlere Herren, die dort vom Herzog von Savoyen Lehen erhalten hatten, waren burgundische Dienst- und Edelleute. Auch die Grafen von Neuenburg und Herren von Valangin waren für die meisten ihrer Gebiete burgundische Lehensträger und mit den Bur- gundern sehr befreundet und von ihnen abhängig. Die von Norden und von Westen umfassten Berner erschra- ken aufs tiefste; denn die aussenpolitische Lage aus den Tagen der Schlacht bei St. Jakob an der Birs mit dem drohenden Zweifrontenkrieg schien sich erneuert und verschärft zu haben. Man erinnerte sich bei uns an jene drangvollen Tage der Panik gut genug. Sie lagen ja nur 15 Jahre zurück. Im Osten standen jetzt wie damals die Österreicher, im Westen aber waren an Stelle der Armagnaken die Burgunder getreten.

Eines Tages zeichnete sich für Bern und seine Eid- genossen am Horizont ein Ausweg ab, der sie aus der schrecklichen Lage erlösen konnte. Karl hatte Sigmund

Mann, der in der grossen Welt eine grosse Rolle zu spielen gedachte. Er hoffte, wenn die Eidgenossen Karl den Kühnen, den gefährlichen Vasallen und Nebenbuhler des französischen Königs, bekämpfen halfen, so werde dieser – Ludwig XI. – es als Gegenleistung dulden, dass Bern dem savoyischen Herzog die Waadt entreisse; ein Gefallen sei ja des andern wert. Diesbach wollte also Bern in den Dienst einer fremden Macht, Frankreichs, stellen, um dessen Einwilligung zu erlangen, gegen eine dritte Partei, Savoyen, angriffsweise vorzugehen. Mit alteidgenössischer Geradlinigkeit hatte dieses Unternehmen nichts zu tun. Dazu kommt, dass es Diesbach versäumte, sich diplomatisch rechtzeitig zu sichern, was allerdings gegenüber einem Ludwig XI. ohnehin schwierig gewesen wäre. Diesbach besass in Bern und an der Tagsatzung ein ungewöhnliches Ansehen und Vertrauen. Aber er und seine Anhänger im Kleinen Rat scheuten sich nicht, dieses Vertrauen gegenüber ihren Eidgenossen zu missbrauchen. Er schloss hinter ihrem Rücken einen für sie ungünstigen Geheimvertrag mit Frankreich. Hiezu verleiteten ihn nicht etwa Bestechungsgelder, sondern sein politisches Ungestüm und sein Ehrgeiz. Die bernischen Tugenden der Bedächtigkeit, Vorsicht und Mässigung schienen vergessen zu sein. Umsonst wirkte Adrian von Bubenberg ihm entgegen. Er wurde aus dem Rate ausgestossen. In Bern, im kühlen Bern, feierten die Leidenschaften und die Leidenschaftlichen Triumphe. Die Massgebenden konnten nicht warten. So erklärte Bern an Karl den Krieg, bevor Ludwig das mit ihm in Aussicht genommene Bündnis endgültig gutgeheissen hatte. Das Abenteuer ist der Geschichte Berns fremd. Man könnte sich aber fragen, ob sie sich ihm hier einmal genähert habe.

Die Burgunder Kriege bedeuten einen furchtbaren Kraftausbruch mit entsetzlich blutigen Taten. Militärisch gelang die Unternehmung glänzend; aber politisch trug sie kaum einen halben Erfolg ein. Sie brachte immerhin den Beginn der Angliederung der Waadt und einen Einbau der alten burgundischen Eidgenossenschaft in die des Ostens. Freiburg und Solothurn verbanden sich mit ihr.

Bern zur Zeit des Schwabenkrieges und der Mailänder Feldzüge

Wenn in den Burgunder Kriegen Bern die Eidgenossenschaft leitete, so brach mit dem Schwabenkrieg und mit den Mailänder Feldzügen eine Epoche an, in der sein Einfluss zeitweise beinahe auf den Nullpunkt sank. Die Interessen Berns deckten sich, besonders im Schwabenkrieg, nicht mit denen der übrigen Eidgenossenschaft. Seine Staatsmänner, die nach wie vor den Jurawall als die natürliche Grenze ihres Standes betrachteten, verfolgten mit Sorge, wie das machtlüsterne Frankreich um sich griff und in Italien einfiel. Sie fürchteten begrifflicherweise, dass es auf dem Wege dahin eines Tages Savoyen samt der Waadt gefährden, angreifen oder gar verschlingen könnte. In dem grossen französisch-habsburgischen Gegensatz standen sie auf der Seite Habsburgs. Die östlichen Eidgenossen aber hatten triftige Gründe, vor Maximilian und seiner Reichsreform auf der Hut zu sein. So standen sie auf Wache – Front nach Osten; die Staatsmänner Berns aber blickten

nach Westen. Dafür verdienen weder die einen noch die andern Tadel. Es blieb den Leitern Berns nichts anderes übrig, als sich nach ihren Bundesgenossen zu richten. Sie begingen indessen bedenkliche Unkorrektheiten, vorab ihr Schultheiss, wieder ein Diesbach. Der bernische Soldat aber, der gut eidgenössisch und streng anti-deutsch empfand, machte die Fehler der Oberen in der Schlacht bei Dornach wett. Der dortige Sieg war vor allem ein bernischer Sieg und stellte das Ansehen Berns wieder her.

Resolute Regierungen und wildes Volk

Wer unter der unbewussten Voraussetzung, die heutigen geordneten Zustände im Innern und der klare aussenpolitische Kurs des Friedens und der Neutralität verstünden sich für die Schweiz von selbst, bei der alten Geschichte Berns und der Eidgenossenschaft einkehrt, der fühlt sich mit einem Male in ein politisch völlig anderes Klima versetzt. Wir kennen Hölty's innige Mahnung: «Und weiche keinen Finger breit von Gottes Wegen ab!» Nun, die alten Berner konnten sie noch nicht kennen und befolgten sie jedenfalls nicht, und zwar weder das Volk noch die Regierung. Diese letztere war in der Wachstumszeit des Staates durchaus nicht zimperlich. Vor Ränken, Schlichen und Entstellungen bewies sie wiederholt keine übertriebene Furcht. Von jenem merkwürdigen Raubzug, den man Gewinnung von Ausburgern nannte, ist schon die Rede gewesen. Er war übrigens, das sei nicht vergessen, überall üblich. Im Jahre 1349 diktierte der Rat den besiegten Oberländern eine Art Schuldbekennnis in die Feder. Nachdem ihr Versuch, eine Eidgenossenschaft en miniature zu gründen, gescheitert war, mussten die Leute von Grindelwald, Lütschental, Wengen, Wilderswil, Bönigen, Iseltwald usw., erklären, dass sich, etwas frei übersetzt, ihr Bündnis «gegen das Gotteshaus Interlaken und andere Burger von Bern, denen wir gehören, gerichtet habe. Wir erkennen, dass wir uns mit diesem Bunde gegen sie verfehlten. Die Burger und die Stadt Bern nahmen uns aber wieder zu Gnaden an. Wir gaben dem Rat von Bern auch willig und einhellig mit guter Vorberatung volle Gewalt, eine Ordnung über uns aufzurichten und uns an Leib und Gut zu büssen, weil die Burger von Bern Kosten und Mühe gehabt haben, uns zu weisen, dass wir von dem Eide abliessen.» Der Bischof von Basel erfuhr besonders deutlich, dass die Herren von Bern, falls es ihnen diene, merkwürdig arm an Skrupeln waren. Seine Untertanen, die Münstertaler, waren im Endergebnis freilich die Nutzniesser der bernischen Zugriffigkeit.

Diese und ähnliche Vorkommnisse sind geeignet, in uns einer ernsten Frage zu rufen, nämlich wie es denn eigentlich in unserer Geschichte, die wir doch für so wacker und ehrbar halten, punkto Recht und Gerechtigkeit stehe. Kein Zweifel, dass vieles geschah, was besser nicht geschehen wäre. Man darf indessen das formale Recht nicht verwechseln mit dem natürlichen. Nicht immer stimmen die beiden überein. Wenn die Eidgenossen bis an den Boden- und den Genfersee vorstiegen, ging das nicht ab, ohne dass sie allerlei Rechtsbrüche und jedenfalls Gewalttätigkeiten begingen. Hätten sie auf die Erreichung dieser natürlichen Grenzen verzichtet sol-

len? Die Frage verneinen heisst noch keineswegs, grundsätzlich das Recht des Stärkeren anerkennen. Im Gegenteil. Es käme im Leben der Völker und Staaten darauf an, dass sie ihr natürliches Wachstums- und Wandlungsbedürfnis ihrerseits und aus eigenem freien Willen wiederum in natürlichen Grenzen hielten und einen allfälligen Überschuss an Kraft und Macht selbst bändigten. Dann wären sie weise; dann wären sie in einem höheren, nicht bloss formalrechtlichen Sinne, gerecht. Es würde dann auf dem sonst so oft schaurigen Kampffeld der Geschichte gütiger, freundlicher und heilsamer zugehen. Freilich könnte es ohne Zweifel auch dann geschehen, dass zwei wohl berechnete Ansprüche und Tendenzen aufeinander stiessen. In diesem Falle käme es, wie auch heute, zu jenen Konflikten, die wir mit Recht die tragischen nennen. Weder Geschichte noch Leben scheinen sie uns schenken zu wollen und schenken zu können.

Das bernische Volk nahm, im guten, wie im bösen, in den älteren Epochen seines Daseins wahrscheinlich stärkeren Anteil am öffentlichen Geschehen als heute, wenigstens zeitweise. Seit dem Alten Zürichkrieg, der Eroberung des Thurgaus, dem Sundgauer Zug, dem Waldshuter Krieg, den Burgunder Schlachten und dem Reisläufen im grossen nach Süddeutschland, Savoyen, Frankreich, Burgund und später nach Ungarn und Italien wurden sich die Massen ihrer Kraft bewusst. Zu Hause erspähten sie in gewissen Augenblicken, wie abhängig die Regierungen in militärischer und finanzieller Hinsicht von ihnen waren. Das steigerte ihr Selbstgefühl und gab ihnen erst recht einen hohen Begriff von ihrem Wert und ihrer Bedeutung. Allgemach erfasste sie eine wilde Selbstherrlichkeit, ein freches, masslos überschäumendes Kraftgefühl. Sie gingen daran, nach eigenem Kopf und eigenem Herzen Politik zu machen. Der Saubannerzug ist das bekannteste, aber nicht das wichtigste Zeugnis hierfür. Das Stanser Verkommenis vermochte diese Massenbrandung, die von den Länderorten ausging und in die Landschaften der Städteorte hinüberwogte, nicht zu stillen. In Zürich hatte sie einen grossen Erfolg: den Tod Waldmanns. Sein Blut, so bemerkt Richard Feller unübertrefflich, erfrischte die Reisläufer « wie junger Wein ». Sie « frohlockten, wenn der grösste der grossen Hansen gefallen sei, müssten die andern nachfolgen ». Die Waldstätter wiegelten das bernische Landvolk systematisch auf. Konnte man nicht den Schultheissen von Diesbach, neben Waldmann der gehasste Pensionenherr, fällen? Schwyz stellte an der Tagsatzung den Antrag, das im Stanser Verkommenis enthaltene Verbot, es dürften keine aufrührerischen Gemeinden veranstaltet werden, aufzuheben. Es kam nicht dazu, und der Sturm ging an Diesbach, einer überaus gewandten Renaissance-Gestalt, die von der Existenz eines Gewissens nichts ahnte, vorüber. Aber in den überbordenden Stürmen der Mailänderzeit will es uns wie Zufall bedünken, dass das Schiffelein, in dem die bernische Regierung sass, nicht kenterte.

Neben der revolutionären politischen Betätigung der Massen gab es auch eine rechtmässige von erstaunlicher Vielfalt und Lebhaftigkeit. In den Jahren 1513/14 unterbreitete die Regierung dem Volke Fragen wie fol-

gende: Soll man das Bündnis mit dem Papst erneuern? Soll man mit Frankreich Frieden und Bündnis schliessen? Soll man sich mit England, mit Spanien, mit dem Kaiser verbünden? Soll man die Grafschaft Asti (in Oberitalien) Frankreich überlassen und ihm Genua erobern helfen? Soll man die Privat-Pensionen dem Stadtseckel zuwenden? Soll man gestatten, dass die Kinder, die man zur Schulung zu Fürsten oder auf Hochschulen schickt, zu ihrem Lebensunterhalt von den Fürsten unterstützt werden?

Trachselwald und Huttwil heissen ein Bündnis mit dem Papst gut, « um dass der herzog von mailand dester bas gerüewot mög blipen »; am besten wäre es allerdings, mit gar keinen Herren etwas zu tun zu haben, « das aber nun nit mag sin ». Büren möchte aller Herren und Fürsten müssig gehen und zu Frieden kommen, da aus Bündnissen « nüt fruchtbares entspringe ». Die Aarberger wollen dem König Asti lassen, weil es nie zum Herzogtum Mailand gehört habe; mit der Eroberung von Genua aber wollen sie nichts zu tun haben. Wangen erklärt kategorisch, dass « in dem, was dem hus mailand zuogehört, keine teilung soll geschehen; denn was mit dem schwert si gewonnen, dasselbig zuo behalten und davon nit wichen ». Sie hoffen, « ir mögend vermessen des künigs argen list und siner bosheit ». Die von Büren und Frutigen sind dem französischen König gegenüber auch höchst misstrauisch, er verachte die Eidgenossen, wolle nur Zeit gewinnen zu neuen Rüstungen, und Nidau wünscht, dass eine löbliche Eidgenossenschaft « sich gefährlichen gegen dem künig von Frankreich nit müesten bucken ». Fürstenstipendien zur Ausbildung von Kindern wollen die einen annehmen, die andern nicht, das praktische Wangen schlägt vor, wenn « ein walch (ein Welscher, ein Italiener), ein sun oder ein meidli harus don wöllti, so mag einer sin sun oder meitli dargegen wider hinin don, wär ein kosten gegen dem andern ». Sternenberg möchte die jungen Leute zu keinen fremden Herren in die Schule schicken; gibt man sie aber doch etwa Verbündeten, so soll man dafür sorgen, dass sie rechtzeitig, noch als Jugendliche heimkehren, damit « nit über nacht kriegslüt und frömder herren hoptlüt us inen erzogen werde ». Die Frutiger wollen bei der beschworenen Pensionenordnung bleiben, auch aus dem Grunde, « dass ir, unser gnädigen herren samt und sunder, dester minder verargwant (beargwöhnt) mögend werden ».

Alles in allem, es geht aus diesen Anfragen und Antworten hervor, dass sich das Berner Volk mit überraschend mannigfachen Dingen des öffentlichen Lebens beschäftigt hat.

Von der Lage und den Leistungen Berns in der Zeit der Glaubenspaltung

Mit dem Anbruch der Reformation wandelte sich die politische Lage Berns gründlich. Bis dahin hatte es sich auf die Rückendeckung durch die waldstättischen Eidgenossen verlassen können. Jetzt musste es, falls es sich in irgend einer Richtung vorwagte, damit rechnen, dass sie es aus konfessionellen Gründen angriffen. Es war dann, als ob es zwischen zwei Feuern stände. In den Zeiten der Kappeler Kriege litt es unter vielfachem, schwerem Druck. Es hatte in den Jahren 1525/26 mit

Lausanne und Genf Burgrechte geschlossen, weil es diese Städte vor dem Zugriff des Herzogs von Savoyen, dem Schwager des mächtigen und streng katholischen Kaisers, Karls V., schützen wollte. Zugleich sollte es Zürich unterstützen. Ausserdem musste es mit einem Überfall durch die katholischen Walliser rechnen. Und endlich reizten die Unterwaldner die unzufriedenen Oberländer auf. Ja sie rückten eines Tages, 800 Mann stark, die blanken Waffen in der Hand, « in christlicher Hitze » über den Brünig, um den aufständischen Oberländern Hilfe zu leisten. Zu alledem kam erst noch, dass Bern seines Landvolkes, das zum Teil noch dem alten Glauben anhing, überhaupt nicht sicher war.

Aus diesen Gründen, aber auch aus Sorge um den Bestand der Eidgenossenschaft übte es auf Zürich einen mässigen Einfluss aus. Am 3. Juni 1529 ermahnte Niklaus Manuel im Auftrage seiner Vaterstadt die Zürcher Ratsherren, an sich zu halten. « Wenn die Berner nicht immer vermittelt hätten », so sagte er mit Recht, « wäre der Krieg längst ausgebrochen. Mit Spiessen und Hellebarden kann man den Glauben doch wahrlich niemandem eingeben. Und dann bedenket, der Kaiser ist nicht so beschäftigt, dass er uns nicht angreifen könnte, falls wir uns in einen Krieg verwickeln würden. Und wenn wir auszögen, so lägen uns sogleich 6000 Walliser im Nest; auch ist der Handel mit dem Herzog von Savoyen noch nicht ausgemacht. So bitten wir euch um des Leidens Christi willen, ihr wollet nicht zu hitzig sein. »

Als Zwingli einen Plan zur Umgestaltung der Eidgenossenschaft entwarf, der die fünf Orte entrechtet und Zürich und Bern beinahe zur Alleinherrschaft gebracht hätte, lehnten die Berner ab.

Einst musste Bern an ein und demselben Tag in zwei Richtungen Truppen aussenden, nach Osten, um den Zürchern zu helfen, und nach Südwesten, um die Herrschaft Aigle vor einem Überfall durch die Walliser zu schützen.

Die Niederlage im zweiten Kappeler Kriege traf die bernischen Staatsmänner sehr schwer. Sie sprachen in einem ihrer amtlichen Schreiben von « grossem Schrecken und Herzeleid » und fügten bei, Bern sei « von den Unseren und sonst aller Welt verlassen ». Allein, sie hielten aus. Sie fanden die Kraft, die der wahre Staatsmann in solchen Augenblicken, die alles entscheiden, benötigt.

Als Boten aus der Landschaft in die Stadt kamen mit der Absicht, neben wirtschaftlichen und politischen Begehren besonders den Wunsch vorzubringen, zum alten Glauben zurückzukehren, da erklärte sich der Rat im letzten Punkte vor dem Empfang der Delegation so eindeutig, dass sie von diesem Anliegen überhaupt nicht zu sprechen wagte. So stiessen die schwankenden Gemüter, die in Versuchung standen, sich in ihrem religiösen Bekenntnis durch die gerade bestehenden Machtverhältnisse bestimmen zu lassen oder diese auszunutzen, auf einen unerschütterlichen Willen und beugten sich. Bern blieb bei dem einmal eingeschlagenen Kurse.

Es liess sich auch trotz all der innen- und aussenpolitischen Schwierigkeiten und Gefahren nicht davon abbringen, dem Westen weiter seine Aufmerksamkeit zu widmen. Dieser erhielt jetzt, im Zeitalter der Glaubenserneuerung, eine Bedeutung, die über das rein Macht-

politische weit hinausging; denn Genf konnte zum Einfallstor katholischer Mächte werden, die in ihren Grenzen den neuen Glauben mit Feuer und Schwert bekämpften. Nach der Niederlage der Reformierten bei Kappel suchten sowohl der König von Frankreich als der Herzog von Savoyen in Genf Fuss zu fassen. Die Stadt sandte Boten nach Bern mit dem dringenden Ersuchen: Kommt und helft uns « um der Ehre und Barmherzigkeit Gottes und um des Burgrechts willen ».

Bern wusste, wie viel es riskierte, wenn es eingriff. Was würden die fünf oder die sieben katholischen Orte tun, die im Herzog von Savoyen ihren Glaubensbruder sahen? Und wie würden Kaiser Karl und der Papst, die der Herzog längst um Hilfe gebeten hatte, reagieren? Es konnte zum Bürgerkrieg und zu internationalen Verwicklungen kommen, wenn Bern die nunmehr neugläubigen Genfer gegen den Herzog in Schutz nahm. Es beschloss, dies trotzdem zu tun, aber zuvor dem Landvolk die Dinge zu erklären und es um seine Meinung zu befragen. Bern stellte ihm in den letzten Tagen des Jahres 1535 die Untaten des Herzogs und die Not der Genfer vor und sagte, diese hätten « kraft des Burgrechtes und um der Ehre Gottes willen als Mitglieder Christi » um Hilfe gemahnt. Es verhehlte ihnen nicht, dass die Zeit sorglich und gefährlich sei, dass die Genfer ihre früheren Soldschulden noch nicht bezahlt hätten und auch jetzt kein Geld besässen « und dass uns und üch beschwerlich, in unsern Kosten ze kriegen », aber, so fuhr der Rat fort, man dürfe nicht vergessen, dass die Genfer des « angenommenen Gottswortes » wegen bedrängt würden und dass der ganze Handel « vorab die Ehre Gottes und demnach die unsere betrifft ». Die Gemeinden stimmten, nicht ohne allerlei Gegenerwägungen anzustellen, mehrheitlich zu. Darauf teilte der Rat den verbündeten und zugewandten Orten seine Entschlüsse mit und lieh, wie gewohnt, in Basel Geld. Man habe sich verwundert, so erzählt Anshelm, dass eine so geldarme Stadt wie Bern es wagte, « wider einen so mächtigen Fürsten » Krieg zu führen, man kenne doch den Gemeinspruch, das Geld sei der Nerv des Krieges; das möge, so bemerkt der Chronist weiter, auf die Länge zutreffen, aber in Angelegenheiten, die rasch erledigt werden könnten, sei gewöhnlich die Herzhaftigkeit entscheidend.

Als die Abmahnungen der Eidgenossen in Bern eintrafen, hatte dieses schon gehandelt. Hervorzuheben ist, dass Bern bei seinem Auszug kein anderes Ziel ins Auge gefasst hatte, als Genf zu schützen. Es dachte im Gegensatz zur Zeit der Burgunder Kriege nicht daran, die Waadt zu erobern; die Zeiten schienen viel zu gefährlich. Die Hauptleute im Feld und die Ratsherren in Bern scheinen denn auch ernstlich in Verlegenheit geraten zu sein, als Burgherren und Abgeordnete von Städten mit Schlüsseln und Zubehör erschienen und Unterwerfung anboten, ohne hiezu aufgefordert worden zu sein. Was würden die sieben katholischen Orte und was würden Kaiser und Papst tun, wenn der Bär zugriff? Er zögerte, er wollte sich nicht überessen. Allein nun geschah etwas Unerwartetes: In den umzingelten Freiburgern und Wallisern erwachten das Sicherheitsbedürfnis und der alte gut eidgenössische Appetit. Sie zogen auch aus, um « ein Fädern von der (savoyischen) Gans ze rupfen ». Nun war alles wie gewünscht; die Ber-

ner hatten plötzlich katholische Mitschuldige bekommen. Die Waadt blieb in der Hand der Aarestadt und wurde, selbstverständlich nicht ohne gelinden Zwang, zum neuen Glauben bekehrt.

Die Herzhaftigkeit Berns hatte sich gelohnt; das Geld oder der Mangel daran hatte nicht den Ausschlag gegeben. Die Basler erhielten, wie schon so oft, ihre Zinsen und die Berner das Land. Ihr Gebiet bildete nunmehr den grössten Stadtstaat nördlich der Alpen.

Die Eroberung der Waadt ist ein Schulbeispiel dafür, dass in der Geschichte – die Staatsmänner mögen sich noch so scharfsinnig mit der Zukunft beschäftigt haben – immer wieder Überraschendes, Unerwartetes eintreten kann. Und noch eins: Als die Berner sich entschlossen, das Risiko der Erfüllung ihrer Bündnisverpflichtungen auf sich zu nehmen, wussten sie nicht, wie sich alles entwickeln würde. Es bleibt grundsätzlich bei dem Wort des Dichters:

« Du musst glauben, du musst wagen;

Denn die Götter leih'n kein Pfand . . . »

Dass Bern im Jahre 1536 wirklich etwas gewagt hat, zeigte sich später. Der Herzog verlangte, dass es ihm Waadt und Nordsavoyen zurückgebe, und schloss zur Unterstützung seiner Forderung mit den fünf katholischen Orten und Solothurn im Jahre 1560 ein Bündnis. Bern durfte es nicht auf einen Zweifrontenkrieg ankommen lassen. Deshalb reichte es im Jahre 1564 die Hand zu einem Kompromiss. Es trat etwa einen Drittel seiner Eroberungen von 1536 ab, nämlich die beiden Landvogteien auf der Südseite des Genfersees, Ternier und Thonon, sowie das Ländchen Gex.

Die Initiative zu den Vorstössen in den Westen lag natürlich bei der Regierung. Sie konnte sich aber auf das Verständnis und die Opferbereitschaft, ja gelegentlich sogar auf die korrigierende Willensäußerung des Volkes stützen.

Ums Jahr 1589/90 griff es bedeutsam in den Lauf der Dinge ein. Die bernische Regierung war damals infolge einer an sich begründeten augenblicklichen Verstimmung gegenüber Genf auf dem Sprunge, die Stadt im Stiche zu lassen und sie der Willkür des Herzogs von Savoyen preiszugeben. Sie muss sich im stillen immerhin der Problematik ihres törichten Affekt-Entschlusses bewusst gewesen sein. Jedenfalls fragte sie unmittelbar vor der beabsichtigten endgültigen Ratifizierung des betreffenden Vertrages mit Savoyen das Volk an. Wie und mit was für schlagenden Begründungen die Vertreter der « Städte Zofingen, Aarau, Brugg, Lenzburg, Aarburg und des ganzen Aargaus samt der Grafschaft Lenzburg und der Stadt und Grafschaft Burgdorf » in ihrer, der Form nach sehr höflichen Antwort der Regierung die Leviten lasen und sie zurechtwiesen, das kann man nicht anders als grossartig nennen. Wenn man Genf im Stiche liesse, so meinten sie, würde Bern das « vor Gott und aller Welt » zu entgelten haben. « Der Schlüssel zur ganzen Eidgenossenschaft » ginge verloren, und den Spaniern, Savoyern und Italienern fiel das in die Hände, wonach sie schon so lange verlangt hätten. Sie erklärten zum Schlusse, « dass wir mit unserer Stimme eine Stadt Genf einmal kurzum nicht können noch wollen fallen lassen ».

Unser Stand hat mit nichts mittelbar einen so tiefen Einfluss auf die Weltgeschichte ausgeübt, wie mit seiner

zum Teil machtpolitisch, zum Teil religiös begründeten Westpolitik. Von Genf aus, wo sich der Calvinismus formte, verbreiteten sich wie Feuerfunken Briefe, Flugschriften und Bücher, und von hier aus brachen Glaubensboten, erfüllt mit glühendem Eifer, zur religiösen Welteroberung auf.

Die Bekenntnisse Luthers und Zwinglis verbreiteten sich vornehmlich und zuerst in der Heimat ihrer Begründer. Ganz anders der Calvinismus. Er bedurfte einer Freistätte, eines Asyls, in der Fremde. Die romanische Schweiz und an ihrer Spitze Genf gewährten sie, vermochten das aber nur deshalb zu tun, weil Bern sie schützte. Nur infolge dieses bernischen Schirmes konnte die Rhonestadt sich zum protestantischen Rom entwickeln.

Bern und Neuenburg

Daran, dass Bern mittel- oder unmittelbar nicht nur die Waadt, sondern auch Neuenburg, das St. Immer- und das Münstertal für die Eidgenossenschaft und den neuen Glauben gewann, sei nur erinnert. Es geschah dies nicht ohne Ränke und Gewalttätigkeit. Kühn war der Streich, mit dem es im Jahre 1707 Neuenburg vor der Aufsaugung durch Frankreich bewahrte. Die Umstände waren freilich Bern günstig. Der Sonnenkönig, Ludwig XIV., hatte sich in den Spanischen Erbfolgekrieg verwickelt, der alle seine Kräfte band. Diese Gelegenheit benützte Bern, um die Frage, ob in Neuenburg ein französischer Prinz erberechtigt sei, nicht nach dem Recht, sondern nach der politischen Wünschbarkeit entscheiden zu lassen. Bern setzte es durch, dass der weit entfernte und darum ungefährliche König von Preussen das Erbe antrat. Als Ludwig XIV. eine Armee um Besançon zusammenzog, warf Bern 4000 Mann an die Grenze. Darauf fügte sich Ludwig. Er konnte die Rechtsbeugung als Vergeltung dafür auffassen, dass er seinerzeit das mit Bern und Zürich verbündete Strassburg überfallen und die Verträge mit der Eidgenossenschaft verschiedentlich verletzt hatte. – Berns Vorgehen war deshalb gewagt, weil es sich der Gefahr aussetzte, dass Ludwig nach dem Kriege Rache nehme. Er machte indessen keinen Versuch hiezu.

Um einen Augenblick vorzugreifen: Neuenburg war noch nicht endgültig für die Schweiz gewonnen. Es brauchte im 19. Jahrhundert günstige internationale Umstände und eine tüchtige Dosis eidgenössischer und ganz insbesondere bernischer Entschiedenheit, um nun auch den König von Preussen als Fürsten von Neuenburg zu entthronen. Als der preussische Gesandte von Sydow zur Zeit dieses Handels in einer Unterredung mit Stämpfli erklärte, dass sein König das und das eben unbedingt wolle, soll der Berner ihm entgegnet haben: « Aber mir wei's nid! »

Zwei grosse Berner des 18. Jahrhunderts zwischen Deutsch und Welsch in Europa

Alles in allem: Es war Bern, das sozusagen die ganze Westschweiz in den eidgenössischen Haushalt eingekehrt, zwischen Deutsch und Welsch vermittelt und beide miteinander verbunden hat, und zwar nicht nur politisch, sondern auch kulturell. Ja noch mehr. Es bildete auch eine Brücke zwischen den zwei Kulturen überhaupt, an deren Grenzscheide es lag und liegt. Ein-

mal wäre zu schildern, wie stark Frankreich seit den Burgunder Kriegen im guten wie im bösen auf Sitte, Architektur, Sprache, Bildung und Staatsauffassung eingewirkt hat. Und dann muss man sich daran erinnern, dass Bern aus Eigenem Wesentliches beisteuerte zur Bereicherung der beiden Kulturen. Es genügt, zwei Namen zu nennen: Beat Ludwig von Muralt und Albrecht Haller. Muralt schrieb Französisch, und auch Haller hat sehr viel Französisch gesprochen und geschrieben. Aber als Dichter entschied er sich für die deutsche Sprache. Seltsam, wie sich beide gegen die Auswüchse der französischen Zivilisation und Mode wandten und wie stark sie mitwirkten, die deutsche Dichtung von der Fremdherrschaft durch die französische zu befreien, Muralt durch seine Lehre, Haller durch sein Beispiel. Muralt hat vor Lessing das Dogma von der unbedingten Mustergültigkeit der französischen Literatur erschüttert und vor Voltaire dem Festland ein wahres Bild vom Geiste der englischen Nation und ihren Leistungen gemalt. Mit dem Erscheinen seiner berühmten « Lettres sur les Anglais et les Français . . . » begann ein Umschwung in der öffentlichen Meinung Europas über die Frage, wie Frankreich und England einzuschätzen seien. Es gereicht den grossen Geistern Frankreichs zur Ehre, dass sie Muralts Tadel und Kritik unvoreingenommen zu würdigen verstanden. Die kleinen freilich spotteten « über den schweizerischen Sittenrichter ».

Das hervorragende Werk des ausserordentlich selbständigen Mannes hob den Ruf unseres Vaterlandes. « Muralt », so urteilt der zuständige Fachmann, « ist der erste Schweizer Schriftsteller, der die Augen des Auslandes, besonders Frankreichs, auf die Schweiz lenkte. » Albrecht Haller, der von den Schriften Muralts einen sehr tiefen Eindruck empfing, nannte ihn einen einzigartigen Mann, der allein « genügt habe, den Ausländern einen ganz neuen Begriff von den Schweizern zu geben ».

Was nun den Dichter Haller anbelangt, hat Goethe dessen « Alpen » als den « Anfang einer nationalen Poesie » bezeichnet, national, nicht im Sinne der politischen, sondern der Kultur-Nation. Er hat seinem « Götz von Berlichingen » als Motto ein kraftvolles Wort aus Hallers « Usong », das von Pestalozzi stammen könnte, vorangestellt: « Das Übel ist geschehen, das Herz des Volkes ist in den Kot getreten und keiner edeln Begierden mehr fähig. » Unter Hallers Einfluss hat sich Schiller von der Theologie ab- und der Medizin zugewandt, und als er von der Karlschule floh, da befanden sich in seinem wenigen Gepäck neben einem Bande Shakespeare auch Hallers Gedichte. Haller hat auf Klopstock, Lessing, Goethe, Wieland und Herder eingewirkt, am tiefsten jedoch auf Schiller. Aber noch mehr: Haller trug mit seinem Weltruhm dazu bei, den deutschen Dichter, dessen Ansehen so tief gesunken war, als solchen innerlich aufzurichten; denn er beschenkte ihn mit jenem Mass von Selbstgefühl und Selbstvertrauen, das niemand ohne Schaden zu entbehren vermag.

Durch all das hat er der deutschen Dichtung, deren berühmtester Vertreter er während nahezu dreissig Jahren war, einen gewaltigen Ansporn gegeben. So ist sie für den unvergleichlichen Aufschwung, den sie nach der Überwindung des toten Punktes nahm, Haller wesentlich mitverantwortlich. Er wirkte aber über ihren Bereich hinaus, indem seine Gedichte ins Französische,

Englische, Holländische, Italienische und Schwedische übertragen wurden. Ein anderer Berner, Vincenz Bernhard von Tschärner, übersetzte Hallers « Alpen » wie übrigens auch Bruchstücke von Klopstocks « Messias » ins Französische. Wie sichtbar ist doch Berns geistige Vermittlerrolle nicht nur auf schweizerischem, sondern auch auf internationalem Boden! Im Rückblick auf die nationalistischen Ansprüche, die uns eine Zeitlang von Norden her bedroht haben, ist hier festzuhalten: Haller ist ähnlich wie Bodmer und Breitinger ein schlagendes Beispiel dafür, dass ein bedeutender Geist der Kultur-Nation, der er angehört, unermessliche Dienste leisten kann, ohne Glied des entsprechenden politischen Zentralverbandes zu sein. Ja es ist wohl denkbar, dass die politischen Aussenseiter gerade als solche sich eine Freiheit und Unbefangenheit des Geistes zu wahren oder zu erwerben vermögen, die eines Tages dem staatlichen Hauptstamm wieder zugute kommen und für ihn vielleicht geradezu entscheidend sind.

Vom ruhmlosen Untergange Berns

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts griff das revolutionäre Frankreich seine Nachbarstaaten im Namen von neuen menschen- und völkerbeglückenden Idealen an. Diese waren ursprünglich aufrichtig gemeint und besaßen darum eine grosse Werbekraft. Die Freunde der verheissenen Freiheit und Menschenrechte gerieten in den durch Frankreich bedrohten Staaten in eine schwierige innere Lage. Da sie das vielversprechende ideale Ziel der Verwirklichung der Freiheit bejahten und bejahen durften, konnten sie verleitet werden, es mit den Mitteln nicht zu genau zu nehmen. Ehrgeizige Gestalten wie Peter Ochs und Cäsar Laharpe, die im Weltsturm ohnehin das Ihre suchten, erlagen dieser Lockung. Lautere und gefestigte Charaktere wie Escher von der Linth und Paul Usteri widerstanden ihr und wussten den geraden Weg zu finden.

Den damaligen Führern des bernischen Staates, den Patriziern, so sollte man meinen, blieben Zweifel darüber, was zu tun war, erspart. Sie verwarfen ja sozusagen allesamt die neuen Ideen, und welches ihre Standesinteressen waren, das wussten sie gut genug.

Wenn es in unausgegorenen Weltstürmen beneidenswerte Lagen geben kann, so war die der bernischen Patrizier zu ihnen zu zählen; denn sie konnten mit guten Gründen finden, dass sie, falls sie sich für die Interessen ihres Standes einsetzten, in diesem Augenblick zugleich die des Gesamtvaterlandes verteidigten. Eine gesellschaftliche Schicht, eine Glaubensgemeinschaft, eine Partei muss dem innen- und aussenpolitischen Würfelspiel aber immer höchst dankbar sein, wenn ihre nächsten Interessen sich mit denen der Nation decken. Und das traf in den Augen der Patrizier hier doch zu. Die Tatsache, dass dem bernischen Patriziat fürs erste die eidgenössische Rückendeckung fehlte, widerspricht dem nicht. Es stellte sich übrigens die Frage, ob sie nicht doch noch zu erhalten war. Wenn ja, dann nur durch ein Mittel: Die entschlossene Mobilisierung der eigenen Abwehrkräfte.

Wie kam es, dass das bernische Patriziat weder für seine Interessen noch für die des Landes rechtzeitig kämpfte, rechtzeitig kämpfen liess? Fehlte ihm der eine, oft unersetzliche Mann, der mit unwiderstehlicher Willens-

kraft alle und alles mitreisst? Hätten die Gemüter ihn erwartet und begehrt, er wäre entweder aufgetreten oder dann – das ist kein Widerspruch – entbehrlich gewesen. Die Wahrheit ist die: Wären die Patrizier tatsächlich in ihrem Innersten und Tiefsten überzeugt gewesen, dass ihr Regiment und ihr Staat, so wie sie damals bestanden, gut seien und es unbedingt verdienten, erhalten zu werden, so hätten sie sich nicht auf Unterhandlungen eingelassen, sondern hätten ohne Zögern gekämpft, ähnlich wie später Schwyzer und Nidwaldner gekämpft haben. Es war den Patriziern aber der Glaube an ihre Bestimmung, ihre Mission, abhanden gekommen, und die Sicherheit ihrer Instinkte war erloschen. Man ist versucht, all das mit einem sehr deutlichen Worte zu charakterisieren. Wir wollen es uns indessen am heutigen Festtag versagen. Allein, was war das für ein Bern, in dem in gefährlichster Zeit nicht nur niemand mehr gehorchen, sondern auch niemand mehr befehlen wollte! Was für einen Respekt verdiente eine Führung, die gegen den Feind beinahe keine Geschütze ins Feld stellte, ihm aber 30 000 Gewehre und 250 Kanonen in den Zeughäusern überantwortet hat?

Man kann es, wenn man billig sein will, den Urschweizern nicht verargen, dass es ihnen ob all dem Moder im sterbenden Bern grauste und dass sie fanden, es sei für sie sinnlos geworden, hier zu kämpfen. Im sterbenden Bern? Der Ausdruck ist zu präzisieren. Es war nicht das gesamte Bern, das damals unterging. Nicht das Volk, sondern die Regierung hat versagt. Der Stand, der diese während der letzten hundertfünfzig Jahre zu ausschliesslich, aber nicht ohne bedeutende Verdienste geführt hatte, war alt geworden. Das Regiment bedurfte der Erneuerung aus unverbrauchten Volksschichten.

Die Umwandlung Berns zwischen 1798 und 1815

In der Zeit zwischen 1798 und 1815 erfuhr der Kanton Bern eine tiefgreifende Umwandlung. Er verlor, wie man zu sagen pflegt, den waadtländischen Weinkeller und die aargauische Kornkammer und erhielt dafür den jurassischen Holzschopf. Die Idee, den Grossteil des ehemaligen Bistums Basel dem Kanton Bern anzugliedern, stammt nicht von bernischen Staatsmännern, sondern von ausländischen, vorab von Metternich. Die Wiederherstellung des ehemaligen Bistums kam nicht in Frage, weil ein solches Zwergstaatswesen, das seinen räumlichen Zusammenhang mit dem Deutschen Reich inzwischen verloren hatte, sich nicht hätte behaupten können. Einen Anschluss an Frankreich, das den nördlichen Jura in den Jahren 1792/93 erobert hatte, verwarfen die Staatsmänner noch entschiedener, weil es galt, den damaligen Störefried Europas im Schach zu halten. So verblieben nur zwei Möglichkeiten: Entweder konnte man aus dem Jura einen selbständigen schweizerischen Kanton machen, oder man konnte ihn Bern angliedern. Für die letztere Lösung sprachen die Tatsachen, dass Bern und Biel mit dem südlichen Jura seit Jahrhunderten verbürgrechtet waren, dass dessen Mannschaften dem bernischen Banner folgten, dass die beiden Orte hier den neuen Glauben eingeführt hatten und dass sie in diesen Gegenden unterschiedene Freunde besaßen.

Die Mächte entschlossen sich am Wiener Kongress, dem Kanton Bern die Waadt und den Aargau nicht zurückzugeben, obgleich an sich nicht zu leugnen sei, so meinte der preussische Minister Wilhelm von Humboldt, « dass ihr Vorteil mehr in der Vergrösserung Berns und in der Verminderung der Zahl der Kantone » liege. Jedenfalls, so fuhr er fort, könnten sie es nicht mit Gleichgültigkeit ansehen, « wenn, indem Bern gewaltsam mit allen seinen Forderungen zurückgewiesen würde, ... ein ewiger Keim neuer Unruhen in der Schweiz zurückbliebe ... ». Es ist überaus lehrreich zu erkennen, dass die fremden Diplomaten für gut fanden, dem kraftvollen Machtwillen des alten Bern sozusagen über sein Grab hinaus Rechnung zu tragen im Interesse der Befriedung der Schweiz. Es ist sehr wahrscheinlich, andere meinen – gewiss, dass diese Überlegungen die Mächte mitbestimmt haben, den Jura Bern zuzuweisen.

Der Bundesvertrag von 1815 vereinheitlichte die schweizerische Aussenpolitik. Diese Neuerung veränderte die Stellung Berns von Grund auf. Es trat nicht mehr wie in den Zeiten seiner europäischen Geltung als selbständige Macht hohen Ranges auf. In Venedig, Paris, Mailand, Madrid und andern politischen Zentren verstummte die Frage: Was wird Bern tun? Wie wird Bern Stellung beziehen? Wodurch könnte es gelingen, Bern für uns zu gewinnen?

Bern war jahrhundertlang die Grossmacht im Verein der eidgenössischen Orte gewesen, mehr geachtet oder gar gefürchtet als geliebt; es war sozusagen das Preussen der Eidgenossenschaft. Aber seit 1815 spielte es in ihr eine vollkommen andere Rolle als Preussen dies jenseits des Rheines tat. Im 19. Jahrhundert hat sich Deutschland geeinigt, und zwar so, dass diese Einigung Preussen einen gewaltigen Zuwachs an Gebiet und Macht brachte. Ja dem Wesen nach hat Preussen Deutschland recht eigentlich erobert; so wandelte sich dieses zu einem Gross-Preussen.

Wir sind stolz darauf, dass sich bei uns der engere Zusammenschluss der Kantone, der mit 1815 einsetzte, ganz anders vollzog. Der bis dahin weitaus mächtigste Kanton, unser Bern, wurde verkleinert. Die Eidgenossenschaft wurde nicht bernisch, sondern Bern wurde eidgenössisch. Das erforderte freilich Opfer. Bern musste abnehmen, damit die Eidgenossenschaft wachse. Bern ging in dieser auf, während Preussen nicht, gemäss der ursprünglichen Losung, in Deutschland aufging, sondern umgekehrt. In unsern Grenzen hingegen behaupteten sich Mannigfaltigkeit und Freiheit.

Bern hat der Eidgenossenschaft im Laufe und Wandel der Zeiten, zum Teil aus freiem Willen und innerem Bedürfnis, zum Teil infolge der geschichtlichen Zwangsläufigkeit, einen doppelten Dienst erwiesen: Es hat während langer Jahrhunderte, sozusagen im stillen Auftrag der Eidgenossenschaft, den Westen unseres Landes erobert, und es hat diesen, als die Zeit gekommen war, der Eidgenossenschaft abgetreten und sich beschieden.

Bern wird Bundessitz

Und nun wäre vom Durchbruch der Volksherrschaft mit ihren Stärken und Schwächen zu reden und darauf zu schildern, wie Bern und bernische Kräfte in der

ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts das Ihre zum Aus- und Umbau der Eidgenossenschaft beigetragen haben – nicht ohne Fehler, Irrtümer und Schuld, aber auch mit dem Verdienst, im rechten Augenblick mit der rechten Entschlossenheit das getan zu haben, was zu tun war.

Eines Tages sahen sich die Vertreter und Leiter der neu begründeten Eidgenossenschaft vor die Frage gestellt, welcher Stadt der Bundessitz anzuvertrauen sei. Sollte er etwa nach Zürich kommen, so meinte ein konservativer Zürcher, würde sich das verhängnisvoll auswirken; «denn ich bin überzeugt . . ., dass Bern dies nicht ertrüge. Was kann aber die Schweiz ohne Bern?».

Es kam zu keiner Belastungsprobe. Unsere Stadt wurde zum Bundessitz auserkoren, nicht zuletzt weil sie als Bindeglied und Vermittlerin zwischen der deutschen und der welschen Schweiz erkannt und anerkannt wurde. Der Entscheid beglaubigte und würdigte die bedeutsame geschichtliche Rolle, die Bern im Werdegang der Eidgenossenschaft gespielt hat und hoffentlich auch weiter zu spielen berufen ist.

Vom Charakter des Berners und von dem, was ein Volk im Innersten zusammenhält

Das Thema «Bern im Bund der Eidgenossen» schliesst mancherlei Fragen in sich, unter anderem auch diese: Was brachten und bringen die Partner für eine geistige und seelische Mitgift in die eidgenössische Ehe? Was gaben und bedeuteten sie sich innerlich und äusserlich? Und wohl auch: Was blieben sie einander schuldig?

Der Versuch, ein Volk, einen Stamm, die Bewohner einer bestimmten Landschaft zu charakterisieren, ist stets ein problematisches Unterfangen. Es gibt kaum eine charakterliche Eigenart, Stärke oder Schwäche, die sich anderswo nicht auch fänden. Gewiss aber ist, dass nicht überall die gleichen Züge hervorstechen. Die Charakterzeichnung einer menschlichen Gemeinschaft darf demnach stets nur in dem einschränkenden Sinne verstanden werden, dass sie die vorherrschenden, akzentuierten Züge festhält, neben denen es auch ganz andere, leisere, verborgene gibt.

Ein auffälliger bernischer Zug ist die sprichwörtliche Langsamkeit und Bedächtigkeit – selbst auf dem Gebiete des Affektiven *). So versicherte schon ein Dichter aus der Reformationszeit:

«Der bär hat die natur und art,
Dass er nit gâhet (sich beeilt) uf die fahrt,
Man tue in (ihn) denn vor (vorher) stüpfen.
Darum so rupf in (ihn) nit zuviel,
In trüwen ich der's raten wil,
Er tuet nit bald erkläpfen.»

In der jüngst vergangenen Sturmzeit hat sich die prachtvolle Losung: «Langsam erchlüpf!» herausgebildet. Wir wären stolz darauf, wenn sie auf uns wirklich zutreffen sollte.

*) Es sei hier auf zwei wertvolle Publikationen hingewiesen: *Otto von Greyerz/Walter Muschg/Carl Albrecht Bernoulli: Berner Geist, Zürcher Geist, Basler Geist. Zürich, Leipzig, Berlin 1926.* – Otto von Greyerz habe ich viel zu verdanken. – Mit viel Gewinn und Vergnügen, aber nicht immer mit Zustimmung liest man auch

Gonzague de Reynold: Vom Geist und Wesen Berns. Bern 1931.

Woher nun, so fragt Otto von Greyerz, im Anschluss an die zitierten Verse, diese «Eigenschaften der nüchternen Berechnung, des vorsichtigen Zuwartens, des tapferen Beharrens und unerbittlichen Behauptens»? Geistige Eigenschaften können wie körperliche auf Erb- und Anlagen beruhen. Sie können aber auch durch die Umwelt oder durch die Geschichte anerzogen worden sein. Das, was wir als bernische Charakterzüge bezeichnen, ist unzweifelhaft in hohem Masse das Ergebnis der geschichtlichen Entwicklung. Berns ungeschützte Lage – zuerst mitten im Gewirr der feindlichen Grafen, Barone und Freiherren und später zwischen Ost und West – war gefährlicher als die irgend eines andern eidgenössischen Ortes. Der Berner konnte es sich nicht leisten, seiner erstbesten Gemütsregung zu folgen. Er gewöhnte sich daran, sich die Dinge gründlich zu überlegen. Und zwar nicht nur der Ratsherr, sondern auch sein Untertan. Dieser dachte mit, nicht bloss deshalb, weil er zuweilen befragt wurde, sondern vor allem, weil er das Bad auszutragen hatte, weil er mit harten Steuern, kriegerischen Auszügen und mit Leib und Leben die Konsequenzen der bernischen Politik auf sich nehmen musste.

Mit der geschichtlichen Entwicklung Berns hing es auch zusammen, dass die Freude an der Politik, das Streben nach Macht und Sicherheit, das Gefallen daran, seinen Willen im Ratssaal und im Feld zur Geltung zu bringen, sich bei uns stärker entwickelten und mehr geistige Kräfte anlockten, in Atem hielten und verschlangen als in andern eidgenössischen Orten. Die zwei bekanntesten Zeugen hiefür sind Niklaus Manuel und Albrecht Haller. Der Maler, Dichter und Abenteurer Niklaus Manuel zähmt sein wildes Blut, gibt seine Künstlerfreiheit auf und tritt in den Staatsdienst. Er wird Landvogt und Mitglied des Grossen Rates und verfiert im Auftrage seines Standes an zahlreichen Tag-satzungen und Konferenzen dessen besonnene Grundsätze.

Und was tat Albrecht Haller, der als Dichter und Gelehrter Weltruf besass? Es war nicht bloss die Sorge um den Brotkorb für sich und seine Nachkommen, sondern zugleich eine ursprüngliche Leidenschaft für den Staat und den Staatsdienst, die ihn dazu trieb, politische Ämter zu erstreben. Sein höchstes Ziel, Landvogt und Mitglied des Kleinen Rates zu werden, hat er nie erreicht. Als Direktor der Salzwerke der Republik Bern im Schlosse zu Roche oberhalb des Genfersees besorgte er indessen während nicht ganz zwei Jahren interimistisch die Geschäfte des eben verstorbenen Landvogtes von Aigle und fühlte sich in dieser Tätigkeit restlos glücklich. Land entsumpfen, dafür sorgen, dass auf einem bis dahin von Dornsträuchern überwucherten Hügel Esparsette wachse, die Not einiger Familien lindern, alte Grenzstreitigkeiten schlichten, «Hass ersticken und Tränen von Unglücklichen trocken zu können» – das erfüllte sein Herz, das brachte ihm Befriedigung. Die Verehrung seiner Majestät des Staates und der Eifer, ihm zu dienen und in ihm zu herrschen, mögen seit 1815 abgenommen haben. Verschwunden sind sie nicht. In Jakob Stämpfli, Eduard Blösch und andern fanden sie sich jedenfalls noch, um von Lebenden zu schweigen.



Bern als Bundessitz

Ein weiterer bezeichnender Charakterzug des Berners ist sein ausgeprägter Sinn für die Bedeutung des Nützlichen und Repräsentativen. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts soll kein bernisches Buch einen grösseren Absatz gefunden haben als Daniel Phagors «Pflanzgarten oder Bericht, wie der Obst-, Kraut- und Weingarten wohl anzubauen seye». Es ist auch nicht zufällig, dass es im 18. Jahrhundert bernische Patrizier gewesen sind, welche die segensreiche Ökonomische Gesellschaft gegründet und auf diese Weise im Verein mit ähnlich Gesinnten der gesamten schweizerischen Landwirtschaft einen starken Anstoss zu fruchtbaren Wandlungen gegeben haben.

Mit der hohen Einschätzung des Nützlichen und des Wirkens im Staate verbindet sich nicht selten ein gewisser Vorbehalt, wenn nicht gar ein grundsätzliches Misstrauen dem Geistigen gegenüber. Der Berner betrachtet dieses leicht als Luxus. Selbst eine so aussergewöhnliche Gestalt wie Haller konnte eine kritische Schrift mit dem Titel «Über die Nachteiligkeit des Geistes» verfassen. Hier lauert für uns eine Gefahr. Wie der einzelne Mensch, so bedarf auch ein Volk der steten Erneuerung von einer unsichtbaren Welt, vom Geistigen her. Ohne sie verdirbt und verkommt es. Es gebricht ihm schliesslich auch an der Kraft und der Fähigkeit, sich in den Stürmen der Welt zu behaupten. Allein auf den Nutzen aus zu sein, ist schädlich. Zudem

lehrt die Geschichte, dass Geltung und Ansehen eines Volkes weithin von dem abhängen, was seine geistigen Arbeiter, seine Gelehrten, seine Künstler, seine Dichter und seine Denker leisten. Und, was wichtiger ist, wie verlassen wäre ein Volk ohne sie! In diesem Zusammenhang ein Hinweis auf zwei grosse Berner des 19. und des 20. Jahrhunderts.

Acht Tage nach dem Berner Jubiläum, also am 14. März, werden es 100 Jahre her sein seit der Geburt vielleicht des grössten bernischen Malers, Ferdinand Hodlers. Wie seine Geburtsstadt und sein Heimatkanton stand auch er zwischen zwei Kulturen, war beiden verpflichtet und bereicherte beide. «Er wäre», so meint Gonzague de Reynold, «ein Lokalkünstler geblieben, romantisch, anekdotisch, ein genialer Anker oder ein höherer Buri, wenn er nicht aus Bern herausgekommen wäre, wenn er nicht Genf gefunden hätte, Paris, Italien, Spanien.» Was er der Welt bedeutet, mögen die Sachverständigen dartun. Uns interessiert es zum Beispiel, wie er dazu kam, mitten im Frieden die eidgenössische Heldengeschichte – Marignano, Wilhelm Tell, Schlacht bei Näfels – mit so viel Urkraft, so viel Wahrheit und mit so viel Wissen um den erbarmungslosen Einsatz darzustellen. Gewiss, weil sie und ihre Gestalten in seinem Innersten lebten, weil er ihnen Fleisch von seinem Fleisch und Blut von seinem Blute verleihen konnte, verleihen musste. Daneben steigt aber auch

die Frage auf, ob in ihm zugleich geheimnisvolle Erinnerungen und Kraftquellen des Volkes, dem er angehört, nachwirkten.

Im nächsten Jahre werden wir den hundertjährigen Todestag eines andern grossen Berners ehren, Jeremias Gotthelfs. Er war als Dichter, als Mahner, als Erzieher, als Bürger eine ungeheuer reiche, und, wie Hodler, eine ungeheuer starke Natur. In gewissen Teilen seiner Werke redet er zart wie mit Engelszungen; in andern aber grollt und donnert er machtvoll wie ein alter Prophet. Es würde uns nicht wundern, wenn im Blick auf seinen allzufrühen Tod die Legende entstanden wäre, er sei

wie Elias in feurigem Wagen im Wetter gen Himmel gefahren. Solange es Tag war, wirkte er mit einem wahrhaft reformatorischen Ungestüm. Nach einem schönen Worte Walter Muschgs hat Jeremias Gotthelf in dem Jahrhundert, das seit der Entstehung seiner Dichtung vergangen ist, « unsichtbar, aber unverlierbar in den Herzen unseres Volkes gelebt ... Menschen aller Stände lieben ihn, und oft sind es gerade die Glücklosen, die am liebsten mit ihm leben und sterben. Sein Name ist einer von denen, die erklären können, was ein Volk im Innersten zusammenhält. » Möge es uns nie an solchen fehlen!

AUS DEM SCHWEIZERISCHEN LEHRERVEREIN

Ferienkurs in London, Sommer 1953. Der in Nr. 44 des Berner Schulblattes angekündigte Ferienkurs beginnt am 20. Juli 1953 in King's College Hall, London.

Dauer: 3 Wochen, doch können auch nur die ersten zwei Wochen besucht werden.

Kosten (ohne Reise): 3 Wochen Fr. 435.—, 2 Wochen Fr. 330.— für 1. Unterkunft, Frühstück und Abendessen (die Kursleitung gibt jeweilen bekannt, wo der Lunch preiswert eingenommen werden kann); 2. Englischkurse mit Berücksichtigung der Sprachkenntnisse der Teilnehmer; 3. sechs (vier) Theatervorstellungen, drei (zwei) Ganztageskursionen (Stratford, Oxford, Cambridge und Arundel), drei (zwei) Halbtageskursionen, Stadtrundfahrt, Besuch von Museen und Galerien, Konferenzen mit englischen Lehrern, Vorträge und Diskussionen über Leben und Erziehung in England. (Zahlen in Klammern für den zweiwöchigen Kurs.)

Nach den überaus günstigen Urteilen der Kursteilnehmer 1952 empfiehlt der Zentralvorstand den Besuch des vom Specialised Travel Service zu ausserordentlich günstigen Bedingungen organisierten Kurses.

Die *Anmeldungen* sind vorerst provisorisch, mit Angabe ob Anfänger- oder Fortgeschrittenenkurs, *bis zum 15. Mai 1953* dem Sekretariat des Schweizerischen Lehrervereins, Postfach, Zürich 35, einzusenden.

Für den Schweizerischen Lehrerverein,
der Präsident: Hans Egg

AUS DEM BERNISCHEN LEHRERVEREIN

Sektion Laupen des BLV. An der ersten diesjährigen Sektionsversammlung wurde der geschäftliche Teil kurz erledigt. Für das obligatorische Thema « Prüfung und Unterricht » konnte der Sektionsvorstand Herr Dr. Ryffel, Präsident der pädagogischen Kommission des BLV, als Referenten verpflichten. Anhand des berühmten Buchstabengleichnisses des Sokrates zeigte der Redner, wie die glückliche Art der Rekrutenprüfungen der Schule neue Wege und Anregungen geben kann. Der Unterricht darf nicht zur Prüfungsvorbereitung entwürdigt werden. Die Prüfung sollte sehr einfach eine Selbstkontrolle in der Schularbeit darstellen. Im Lichte der Prüfung können Fragen erkannt werden, die gute Rückwirkungen auf den Unterricht zu zeitigen vermögen. In der Prüfung sollten die Schüler noch vermehrt Gelegenheit erhalten, ihre *Fähigkeiten* unter Beweis zu stellen. Leider wird vielerorts das Gegenteil angestrebt. Durch verzwickte Aufgabenstellung, stufenmässig nicht angepasste Stoffgebiete und durch andere Fallen und Schlingen will man oft beim Prüfling die Denkfähigkeit erproben. Der erfolgreiche Kandidat muss in drei Dingen genügen: 1. Im Gesamteindruck seiner Persön-

lichkeit. 2. In der charakterlich-seelischen Reife. 3. In der intellektuellen Leistungsfähigkeit (Wissen und Können). Da die Prüfung eine Station auf dem Lebensweg ist, bedauert der Referent, dass immer eine Anzahl Schüler ohne Examen promoviert wird. Die Prüfung stellt eine Ausnahmesituation dar. Sie muss auch klar als das aufgezeigt werden. Doch durch die Art der Begrüssung, durch vorherige Orientierung und durch die Bildung kleiner Gruppen wird die Atmosphäre entspannt. Das Schaffen von Bekanntheitsbezügen erleichtert das Prüfungsgespräch. Dass die Kunst der Fragestellung eine entscheidende Rolle spielt, scheint ausser Zweifel. Die bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit angebrachten Denkanstösse verleiten gerne zu Unterrichtszirkus. Als eine Ausgeburat der Mathematisierung stellte der Referent die halbe Note dar. Der Prüfende hat die unausweichliche Pflicht, in knappster Form eine eindeutige Beurteilung zu treffen.

Der interessante und anregende Vortrag wurde von der Versammlung mit Beifall aufgenommen.

FORTBILDUNGS- UND KURSWESSEN

Bernische Vereinigung für Handarbeit und Schulreform. Die Hauptversammlung vom 14. Februar hat für das Jahr 1953 folgendes Kursprogramm beschlossen:

I. *Dauer 4 Wochen*, vom 27. Juli bis 8. August und 28. September bis 10. Oktober:

1. Hobelbankkurs für Anfänger in Bern.
2. Kartonnagekurs für Anfänger, in Bern und Langnau.
3. Metallarbeiten für Anfänger, in Bern.

(Der von der Erziehungsdirektion ausgestellte Kursausweis berechtigt im betreffenden Fache zur Erteilung von Unterricht in Knabenhandarbeit.)

II. *Dauer 2 Wochen:*

1. Schnitzen aus dem Block, II. Teil, in Interlaken, vom 27. Juli bis 8. August.
2. Volkskunst und Handarbeit in Burgdorf, vom 5. bis 17. Oktober.

III. *Dauer 8 Arbeitstage:* Kurs für Peddigrohrflechten in Bern, vom 28. September bis 6. Oktober.

IV. *Dauer 6 Arbeitstage:*

1. Kenntnis der Alpenflora, Schynige Platte, vom 27. Juli bis 2. August.
2. Werkunterricht 1.-3. Schuljahr, in Langnau, vom 28. September bis 3. Oktober.
3. Gleicher Kurs in Langenthal, vom 5. Oktober bis 10. Oktober.
4. Werkunterricht 4.-6. Schuljahr, in Bern, vom 28. September bis 3. Oktober.
5. Geschichtliche Heimatkunde und Urkundenlesen, in Bern, vom 28. September bis 3. Oktober.
6. Physik und Apparatebau, in Sumiswald, vom 28. September bis 3. Oktober.

V. Dauer 4 Arbeitstage :

1. Arbeiten am Sandkasten und Wandplastik, in *Interlaken*, vom 8.–11. April (Anmeldungen von ausserhalb der Sektion Interlaken bitte sofort).
2. Praktikum für Schulmikroskopie und Einführung in die Gewässerbiologie, in *Huttwil*, vom 3.–6. August.
3. Wandschmuck und Schulzimmeregestaltung, in *Neuenegg*, 6 Nachmittage in der Zeit zwischen 4. bis 16. Mai (Anmeldung gefl. bis 15. April).

Schriftliche Anmeldung für alle Kurse (ausgenommen V., 1. und 3.) bis 20. Juni an *Hans Nobs*, Oberlehrer, Pilgerweg 6, Bern.

BUCHBESPRECHUNGEN

J. R. von Salis, *Weltgeschichte der Neuesten Zeit. Band I: Die historischen Grundlagen des 20. Jahrhunderts (1871–1904)*. Orell Füssli, Zürich 1951. XX und 738 Seiten. Fr. 46.80.

Was die berühmten wöchentlichen Radiokommentare des Zürcher Professors während des zweiten Weltkrieges auszeichnete: die Fähigkeit, das Zeitgeschehen sachkundig und klar, ohne Vorurteile und Willkür, mit dem Geist wahrer, aber nicht unbeteiligter Gerechtigkeit zu deuten, charakterisiert im wesentlichen auch diesen ersten Band seiner «Weltgeschichte der Neuesten Zeit». Das Bestreben des Verfassers ist «darauf gerichtet, unabhängig von weltlichen Autoritäten, frei von jeder propagandistischen Nebenabsicht, die Tatbestände aufzuzeichnen und die wesentlichen Entwicklungstendenzen oder geschichtsbildenden Kräfte herauszuarbeiten, die, vom 19. Jahrhundert herkommend, auf das 20. Jahrhundert eingewirkt und die moderne Welt umgestaltet haben» (Vorwort). Diese treibenden, sich unaufhörlich gegenseitig beeinflussenden Kräfte des in Frage stehenden Zeitraums von 1871 bis 1904 sind geistig-kultureller, technischer, wirtschaftlicher, soziologischer, inner- und zwischenstaatlicher Art und ergeben in ihrer Gesamtheit ein Bild von verwirrender Vielfalt und konfliktgeladener Problematik. Wie von Salis die Stofffülle thematisch und sprachlich meistert, ohne je der Starrheit eines Schemas oder der blassen Abstraktion zu verfallen, verdient rückhaltlose Bewunderung. Sein Werk, auf breitester Quellen- und Literaturgrundlage aufgebaut, ist die Frucht jahrelangen Bemühens und höchster geistiger Zucht.

Ein paar Hinweise müssen genügen, den Reichtum des Buches anzudeuten: Der bis gegen das Ende des 19. Jahrhunderts andauernden Hegemoniestellung Europas entsprechend, wird den sechs handelnd auftretenden europäischen Grossmächten das Hauptaugenmerk geschenkt, und zwar liegt der Akzent auf ihren zwischenstaatlichen Beziehungen, die zu zwei Bündnissystemen führten: dem Dreibund Deutschland/Österreich-Ungarn/Italien (1882) und dem Zweibund Russland/Frankreich (1892), dem England nach dem Ausgleich mit Frankreich sich anzunähern beginnt. Neben der Aussen- kommt die Innenpolitik der erwähnten Staaten gebührend zum Wort; manches Kapitel – wir denken etwa an die Dreyfus-Affäre, die einen geistigen Strukturwandel der Dritten Republik begleitete – rundet sich beinahe zur Monographie. Mit Recht betont der scharf beobachtende und klug urteilende Verfasser, dass das vielgehörte Wort vom «Primat der Aussenpolitik» nicht immer, jedenfalls nicht unbedingt gilt: Oft wird eine aussenpolitische Haltung durch innenpolitische Bedürfnisse bestimmt, so, wenn Wilhelm II., der nach Bismarcks Entlassung schwer um seine Popularität ringt, dem deutschen Volk durch die Flotten- und Kolonialpolitik ein verlockendes aussenpolitisches Ziel vor die Augen stellt. Immer wieder gelingt es dem Verfasser, mit scheinbar bedeutungslosen Hinweisen wichtige politische Zustände oder Begebenheiten einprägsam zu beleuchten. Ist es zum Beispiel nicht bezeichnend, wenn der konservative Premier Lord Salisbury seinem grossen liberalen

Gegenspieler William Gladstone, der ihn jahrzehntelang leidenschaftlich bekämpft hat, persönlich die Leichenrede hält? Wenn umgekehrt Bismarck noch im Tode gegen den lebenden Herrscher protestiert, indem er sich auf der Inschrift des Sarkophages nur als den Diener seines «Königs Wilhelm I.» bezeichnen lässt? Weil Staatsmänner Geschichte machen und weitgehend für Glück oder Unglück ihrer Völker verantwortlich sind – die «geheimnisvollen Fügungen des Schicksals» lassen sich nach einem Wort Alfred von Schlieffens freilich auch von den Grössten nicht meistern –, ist der Charakteristik von Einzelpersönlichkeiten ein breiter Raum gegönnt. Scharf treten die Hauptgestalten der politischen Bühne hervor: Monarchen, Premier-, Aussen-, Kriegsminister, Botschafter und Gesandte. Von Wilhelm II. sagte Papst Leo XIII.: «Das ist ein eitler und eigenwilliger junger Mann, dessen Regierungszeit ein unheilvolles Ende nehmen wird». Und ein französischer Generalstabschef meinte, auf die Uniformenfreudigkeit und Wichtigtuerei des Kaisers anspielend: «Seine Photographie sieht aus wie eine Kriegserklärung» (Seite 289). Der «eiserne Kanzler» und Reichsgründer nannte den «jungen Herrn» im vertraulichen Gespräch den «sichern Verderber des Reiches» (Seite 358). Zahlreiche Stellen verraten den ausgezeichneten Kenner der heutigen innenpolitischen Situation, wie sie sich aus der geschichtlichen Entwicklung ergeben hat; man prüfe daraufhin beispielsweise das über die englische «Verfassung» Gesagte (Seite 323), die Bemerkungen über die englische Beamtenschaft (Seite 312) oder das anschauliche Bild über französisches Leben und Wesen (Seite 559 ff.).

Dem Streben nach grösstmöglicher Präzision und Klarheit des Ausdrucks ordnet sich auch die metaphorische Umschreibung ein; über Osteuropa, das mehr und mehr zum europäischen Unruheherd wird, prägt von Salis beispielsweise den Satz: «Unter der alten, prächtigen, aber schweren Decke der über diese grossen Räume herrschenden Kaiserreiche (Russland und Österreich-Ungarn) regten sich die nach mehr Freiheit, nach politischem Mitspracherecht verlangenden Völker und Nationalitäten» (Seite 80).

85 Bilder, zum Teil sehr seltene Photographien und Karikaturen, dazu über ein Dutzend Kartenskizzen ergänzen und beleben den Text. Das Verzeichnis der Quellen und Darstellungen und ein zuverlässiges Namenregister beschliessen auf den letzten 35 Seiten den gewichtigen Band. – Man darf auf die Fortsetzung des monumentalen Werkes gespannt sein.

Hans Sommer

Peter Howard, *Welt im Aufbau*. Toth Verlag Hamburg, 1951.

«Die moralische Aufrüstung ruft in die Welt hinein: Die Bestimmung unseres Zeitalters ist nicht Tod, sondern Leben, nicht Zerfall, sondern eine Renaissance der Menschheit.» Auf diesen Anspruch des Verfassers ist das ganze Buch abgestimmt. Man liest mit steigender Anteilnahme, wie Kommunisten aus dem Ruhrgebiet, aus dem «roten Gürtel» von Paris und den Industriegebieten Italiens unter dem Einfluss der vier ethischen Grundsätze Ehrlichkeit, Reinheit, Selbstlosigkeit und Liebe dem Kommunismus und Materialismus absagen, ihre politische Einstellung und ihre Lebenshaltung völlig ändern. Die Streiks werden beigelegt, die Gegensätze zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer ausgeglichen, persönliche Feindschaften geheilt, Rassenurteile überbrückt, alles durch die Ideologie von Caux. Wo das seinerzeit auch hier in Bern gespielte Theaterstück «The forgotten factor» gespielt wird, wenden sich die Menschen, wie vom Zauberstab berührt, der gütigen, der aufbauenden Seite des Lebens zu. «Dieser vergessene Faktor, der von jedem eine Änderung des Herzens verlangt, hat den Panzer einer jeden Ideologie, von der konservativen bis zur kommunistischen durchschlagen und Tausende auf den neuen Weg gebracht.» (Rhondda Roundabout.) Dokumente von völliger Sinneswandlung werden berichtet aus Ost und West, aus Japan und Indien, aus Kanada und

Afrika. Gandhi hielt die moralische Aufrüstung für das Beste, das je aus dem Westen gekommen sei. Es wird sogar der Hoffnung Ausdruck gegeben, sie werde auch hinter dem eisernen Vorhang den Sieg davontreiben.

Auch wer Mühe hat, den Glauben an die menschen- und weltumgestaltende Macht der Ideologie von Caux aufzubringen, wird durch Peter Howards Buch stark beeindruckt. Man freut sich, dass es in unserer Zeit des Kulturzerfalles ein solches Zentrum des geistigen Aufbaues gibt. Mit Interesse liest man im Bericht über die letzte Weltkonferenz von Caux (August 1951), dass « die Welt im Aufbau » an 152 000 Studenten der Universitäten Westdeutschlands verteilt worden ist, dass auch am kommunistischen Jugendkongress auf die Bedeutung des Buches für die Einigung des Westens, die Gewinnung des Ostens hingewiesen wurde. Gerne hört man aus den Meldungen dieser Konferenz, dass die Wirkung der ganzen Bewegung auf das Weltgeschehen bedeutend grösser und heilkräftiger ist, als es uns kleingläubigen Zweiflern gelegentlich erscheint.

H. Stucki

Arnold J. Toynbee, Krieg und Kultur. Der Militarismus im Leben der Völker. Europaverlag Zürich, 170 Seiten. Leinen Fr. 11.45.

Der englische Historiker Toynbee, ein Spezialist für moderne internationale Beziehungen, veröffentlichte 1934 und 1939 je drei Bände mit dem Gesamttitel « A Study of History »; drei weitere sind angekündigt. Das vorliegende Buch ist ein Auszug aus den bisher erschienenen sechs Bänden und behandelt den Krieg. Toynbee verfügt über ein gewaltiges Geschichtswissen, das er ausbreitet, um seine Ideen zu belegen. Geschichte ist für ihn eine Beispielsammlung, aus der man lernen kann und soll. Es gilt heute ein grosses politisches Aufbauwerk durchzuführen. « Wir sind dazu fähig, wenn wir nur wollen. Unser Schicksal liegt in unserer Hand. »

Zwei einleitende Kapitel gelten grundsätzlichen Fragen: Kriege waren verschieden, je nachdem sie als Religions-, als Volkskriege oder als « Zeitvertreib der Könige » geführt wurden. Auf primitiver Stufe hatten sie ihren sozialen Wert. Ritterlichkeit und soldatische Tugend waren ethisch bedeutsam und hatten nichts zu tun mit dem Militarismus, der nur aufkommen konnte, wo der religiöse Glaube geschwächt und eine innere Leere entstanden war. Die Zukunft wird sich zu entscheiden haben zwischen einem « selbstmörderischen Militarismus ohne eine Spur von Tugend und Schönheit » und einer « Militia Christi, in der der materielle Krieg in einen geistigen Kampf aller im Dienste Gottes gegen die Mächte des Bösen vereinigten Menschen umgewandelt sein wird. » Toynbee hält es für möglich, dass das 20. Jahrhundert die « letzten Zuckungen eines Heidentums » erlebt und dass die Zukunft keine materiellen Kriege mehr kennen wird.

Die folgenden Kapitel, die nicht alle gleich anschaulich und einleuchtend sind, schildern den Soldatenstaat Sparta, die Assyrer, Karl den Grossen und Timur Leng. « Siegesrausch » behandelt den Übermut der Eroberer und dessen Folgen « David und Goliath » veranschaulicht den ständigen Wettkampf zwischen neuer und veralteter Kriegstechnik. Die zwei letzten, nicht durchwegs überzeugenden Kapitel zeigen, dass der Fortschritt in der Kriegstechnik oft dem Kultur Niedergang parallel ging und dass es nichts nützte, in der politischen Wirklichkeit Knoten mit dem Schwerte zu zerhauen; denn « wer das Schwert nimmt, der soll durch das Schwert umkommen ».

Es ist gewiss ein Wagnis, Geschichte so zu behandeln wie Toynbee es tut. Es ist aber heute als Gegengewicht gegen Spezialistentum und archivarisches Kleinarbeit ein zutiefst notwendiges Wagnis, nicht am « Stoff kleben zu bleiben, » sondern grosse Sinnzusammenhänge zu betrachten, religiös und ethisch Stellung zu beziehen und menschliche Anteilnahme fühlen zu lassen.

H. Hubschmid

Felix Somary, Krise und Zukunft der Demokratie. 150 Seiten. Europa-Verlag. Kart. Fr. 7.30.

Somary, ein bekannter Wirtschaftswissenschaftler und Bankier, betrachtet die europäische Entwicklung seit dem 18. Jahrhundert. Besonders beschäftigt ihn der « gigantische Versuch » des Bürgertums, die Souveränität zu verallgemeinern. Rousseau ist « der erste der grossen Zerstörer », die mitgeholfen haben, dass aus dem Rechtsstaat mehr und mehr ein Machtstaat geworden ist. Der Französischen Revolution wohnten verschiedenartige Tendenzen inne, die einander widersprachen. Deshalb erlebte man « die jubelnde Einführung der Freiheit und ihre völlige Negierung ». Die Jakobiner haben den Absolutismus beibehalten, nur haben sie an Stelle des Königs das Volk gesetzt. Sie haben die Macht des Staates vergrössert, indem sie diesem ein Obereigentumsrecht einräumten, wie es der Feudalismus nie hatte durchsetzen können. Die planmässigen Geldverschlechterungen waren nur möglich, weil das individuelle Eigentumsrecht missachtet war. Der im 19. Jahrhundert gross gewordene Nationalismus hat Europa vor schwierige Probleme gestellt. Als besonders verhängnisvoll betrachtet Somary die Zertrümmerung von Österreich-Ungarn: « Das Dutzend neuer Staaten, das von den Siegern des ersten Weltkrieges in Europa ins Leben gerufen wurde, wurde zum Spielball zwischen Deutschen und Russen. Das schwere Nationalproblem Europas konnte nicht durch Vermehrung der allzu zahlreichen Grenzen, sondern nur durch organisatorische Fortbildung der Staaten mit verschiedenen Nationalitäten gelöst werden ». Eine ungeheure Belastung sind die modernen Kriege geworden, weil in ihnen die Massen mobilisiert werden wie nie zuvor. Der totale Krieg geht auf totale Vernichtung aus. Die Macht des Staates wächst durch den Krieg unermesslich und lässt sich später nur mit Mühe wieder einschränken.

Die klaren, scharfsinnigen Betrachtungen Somarys sind eine wertvolle Hilfe für jeden, der sich über unsere Zeit klar zu werden versucht. Der Geschichtslehrer wird sie lesen und besonders für die Behandlung der Revolution und der Habsburgermonarchie beachten müssen. Man wird dabei sehen, dass der Titel nicht ganz zutrifft, da sehr viel von der europäischen Krise, aber wenig von der Zukunft der Demokratie die Rede ist. Hier und da sind Dinge in die Betrachtung eingeschlossen, zu denen der Verfasser nicht viel Neues zu berichten weiss, und wenn es etwa heisst: « Mit dem Verschwinden des Gewinnmomentes weicht die Zivilisation zurück », so wird deutlich, dass Somary das Wirtschaftliche überbetont. Einseitig ist auch die Behauptung, vom Bürgertum sei « alle Zivilisation » ausgegangen. Man wird dem Verfasser auch nicht so leicht folgen wollen, wenn er Krisen als notwendige ökonomische Reinigungsprozesse bezeichnet und Roosevelts Sozialpolitik mit dem Satz abtut: « Die Unsitte, das Volk zu kaufen, ist leichter einzuführen, als wieder zu beseitigen ». – Im Gesamten bringt Somarys Schrift zweifellos ausserordentlich wertvolle Anregungen.

H. Hubschmid

Laur-Belart, Bilder aus der Urgeschichte der Schweiz. Fr. Reinhardt, Basel 1951, 68 Seiten, kartoniert Fr. 4.70.

Wahrscheinlich hat die « Urgeschichte der Schweiz » 1949, die mit ihren 750 Seiten schon mit der Jungsteinzeit abschliesst, Laur veranlasst, seine « Bilder » zu verfassen. Denn die Stofffülle des genannten Werkes bietet schon dem Wissenschaftler einige Schwierigkeiten, indem er beispielsweise das Lebensbild einer urgeschichtlichen Zeit aus dem bunten Mosaik der Beiträge des Zoologen, Anthropologen, Geologen und Ausgräbers zusammensetzen muss.

Laur hat durch sein Werklein vor allem dem Laien diese mühsame Arbeit des Aufbaues zu einem Lebensbild abgenommen.

Er liess seine Bilder erst auf die Radiohörer wirken. Aus diesem Grunde schon musste er auf grösste Anschaulichkeit zielen. Die Bildhaftigkeit ist ihm auch meist gelungen wie

etwa in der Charakteristik des Höhlenbären im I. Kapitel. « Der Höhlenbärenjäger der Altsteinzeit in den Alpen ». Mensch und Tier stehen fast leibhaftig vor uns: « Mächtig wölbt sich der Widerrist dieses Kolosses (des Höhlenbären) in die Höhe; der Rücken dagegen fällt wie beim Mammüt schräg nach hinten ab, und auch der mächtige, spitznasige Kopf am dicken, mähnigen Hals wird tief getragen. Die Länge des Tieres kann über 2,5 m gehen, und wenn es sich, menschengleich, aufrichtet, ist es drei Meter hoch.

Und welch lähmender Schreck muss die Jäger gepackt haben, wenn am Abend plötzlich am fahlen Tor der Höhle der Schatten des Bären auftauchte und sein feindseliges Brummen Unheil verkündete! Da rissen sie die glimmenden Äste aus dem Feuer, packten Keulen und Steine, und unter wildem Geheul, das aus dem Gewölbe der Höhle verdreifacht widerhallte, gingen sie gegen ihren Feind vor ».

« Doch zähmen wir unsere Phantasie », sagt darauf der Forscher Laur, und er führt den Leser wieder zu den nüchternen Funden. Das Drachenloch im Taminatal mit seinen mächtigen Bärenschädeln erhebt vor unsern Augen, aber auch die ganze Problematik einer wahrscheinlichen Auslegung, ja der Widerstreit der Forscher. Glücklicherweise leuchtet aus dem Fundmaterial des Drachenloches eines wahr heraus: Mensch und Bär wohnten da im Kampf um ihr Leben « und das während der letzten Zwischeneiszeit oder doch spätestens zu Beginn der letzten Eiszeit. » (nach der übersichtlichen, chronologischen Zusammenstellung am Schlusse des Büchleins etwa um 100 000 vor Christus.)

« Der Rentierjäger am Ende der Eiszeit » und « die ersten Ackerbauer » (Kapitel II und III) nehmen den Leser durch ihre sachlich gerichtete Themastellung gleich gefangen. Den Rentierjäger als Künstler hebt Laur besonders hervor, indem er das damalige Künstlertum in den Zusammenhang setzt mit der Magie und diese wiederum mit den verhältnismässig leichten Waffen gegen die Unzahl von wilden Tieren wie Wolf, Bison, Bär und Rentier mit dem mächtigen Geweih.

Der Darstellung des IV. Kapitels « Das Ende der Steinzeit » kann man als Laie deshalb weniger zustimmen, weil man an Stelle eines Endes neue Bilder erstehen sieht bei Völkern mit verschiedener Keramik. Besser als Beschreibung hätten übrigens Illustrationen mit typischen Keramikerzeugnissen gewirkt. Der Einbruch des neuen Werkstoffes – des Kupfers – dürfte dem Leser anschaulicher vorgeführt werden.

Das V. Kapitel « Die Völkerwanderung um 1000 vor Christus » schlägt beim Leser ein. Gegenwart und Vergangenheit leben in der Schilderung der Ausgrabungen auf dem Kestenberg (Aargau) in einem Zusammenhang, wie er sich als geistige Haltung fortgesetzt neu bilden sollte.

Das Lebensbild im VI. Kapitel « Die Kelten » ist zu weit-schweifig. Es könnte anhand der La Tène-Funde mehr schweizerisch aufgebaut werden. Des lebendigen Stoffes wäre dazu genug aus dem zitierten Poseidonios.

Fassen wir Laurs Arbeit knapp zusammen: Dem Forscher ist es gelungen, eine sehr notwendige Überschau für den Laien zu erstellen. Die Haltung in den Schlussfolgerungen ist meist bescheiden, zuverlässig. Dem Unterrichtenden wird in erster Linie das stark Bildhafte und Überschauende dienen. Für die heimatkundliche Gestaltung wird er zu wenig konkreten Stoff finden, dagegen sachliche, anregende Hinweise für seine geschichtliche Aufgabe.

W. Schütz

Edouard Chapuisat, General Guisan. Alfred Scherz, Bern. Fr. 11.25.

Es mag kühn erscheinen, über den noch unter uns weilenden General eine Biographie zu schreiben. Die Hast unserer Zeit und die Vergesslichkeit des Bürgers, aber auch die uns heute drohende Kriegsgefahr rechtfertigen das Buch Chapuisats. Er erlebte als Mitarbeiter im persönlichen Stab des Generals das Kriegsgeschehen und konnte aus Quellen schöpfen, die

andern nicht ohne weiteres zugänglich sind. Der Verfasser zeichnet mit viel Liebe das Bild unseres Generals und lässt den Leser nochmals die Höhepunkte des gigantischen Völker-rings erleben. Wie weit zurück liegen schon die Wahl Guisans, die erste und die zweite Mobilmachung, der Rütli-Rapport des Generals mit den höheren Truppenführern! General Guisan kannte seine Truppe durch die vielen Besuche und Inspektionen. Er kannte vor allem den Geist des einfachen Mannes. Deshalb wandte er sich oft, und volle Zustimmung bei der Truppe findend, in seinen Tagesbefehlen an unser Heer. Immer wieder rief er zum Widerstand auf, immer ermahnte er uns: Die Heimat zählt auf euch. General Guisan vertraute stets wieder auf die geistige Haltung der Truppe und die geistige Einheit des ganzen Landes. Um diese Einheit des Volkes zu erhalten, verlangt er die geistige Geschmeidigkeit der Offiziere, sich den neuen Aufgaben, die jeder Tag bringt, zu widmen. Der Kampf des Generals richtete sich auch gegen die Anpasser und die Vertrauensseligkeit gewisser Leute, die den Versprechungen der Nazis so oft glaubten, den Herren, die unsere tapferen Redaktoren « in die Steppen Asiens oder ins Jenseits befördern » wollten. Chapuisats Buch ist aber nicht nur ein Denkmal für unsern General, es wird auch Bundesrat Minger gerecht, der in treuer Zusammenarbeit (Bewaffnung und Reduitgedanke) die Heeresleitung mit allen Kräften stützte. Es würdigt aber auch die Arbeit des Generalstabschefs Huber, den von Oberstbrigadier Masson geleiteten ausgezeichneten Nachrichtendienst und die Tätigkeit all derer, die im Geiste Guisans auf ihren Posten treu die Pflicht erfüllten. Ein Buch, das uns stärkt und Vertrauen erweckt! Mögen in ersten Stunden unserem Vaterlande auch weiterhin Männer wie unser verehrter General dienen. – Die gute Übersetzung verdanken wir unserem Kollegen Dr. Adolf Schaer-Ris, Sigriswil.

O. Fahrer

Hans Huber, Wie die Schweiz regiert wird. Schweizer Spiegel Verlag Zürich 1952. 64 Seiten, broschiert Fr. 4.20.

Die kleine schweizerische Staatsbürgerkunde aus der Feder des Berner Staatsrechtlers und ehemaligen Bundesrichters erschien zunächst in englischer Sprache, um Amerikaner und Engländer mit dem Wesen der schweizerischen Demokratie vertraut zu machen. Sie hat aber auch dem Schweizer manches zu sagen: durch den Vergleich mit ausländischen Verhältnissen wird manche Erscheinung unseres Verfassungslebens in ein besonders scharfes Licht gerückt. – Huber hat den Stoff in 18 Kapitel aufgeteilt; die Fülle der Probleme sei mit einigen Überschriften wenigstens angetönt: Zentralismus und Föderalismus. Die Gemeinden. Das Stimm- und Wahlrecht. Die öffentliche Meinung. Die Parteien. Das Zweikammersystem. Gerichte und Rechtsprechung. Aussenpolitik und Neutralität. Schule und Armee. Der Inhalt bringt im übrigen viele interessante, wenig bekannte Einzelheiten. Wussten Sie zum Beispiel schon, dass der Kanton Neuenburg auf grosszügige Art den Ausländern das Stimmrecht in Gemeindeangelegenheiten gewährt? Dass es in der kleinen Schweiz nicht weniger als 1300 Zeitungen und Zeitschriften gibt? Dass nur gegen 33 der im Zeitraum 1874 bis 1920 erlassenen 328 Bundesgesetze das fakultative Referendum ergriffen wurde?

In einer zweiten Auflage, die das Büchlein sicher erleben wird, wäre der Satz (Seite 51), die italienische Schweiz sei « seit 1911 ständig im Bundesrat vertreten », den heutigen Verhältnissen entsprechend abzuändern.

Hans Sommer

Ernst Grauwiller, Sechzig Zeichnungen zur Schweizergeschichte. Schweizer Jugend Verlag Solothurn. 64 Seiten.

Der Wert von Skizzen und Zeichnungen im Geschichtsunterricht ist unbestritten. Sie dienen gleicherweise dem Verständnis und dem Gedächtnis; auf ihre methodische Hilfe verzichten, hiesse – besonders auf der Volksschulstufe – beinahe auf einen annehmbaren Unterrichtserfolg verzichten.

Grauwillers sorgfältig ausgeführte Zeichnungen, denen 60 gleichviel Raum beanspruchende Begleittexte beigegeben sind, bieten dem Lehrer willkommene Anregungen für seine Wandtafelzeichnungen. Das gefällige Büchlein kann aber auch ein arbeitskundliches Hilfsmittel für die Hand des Schülers werden, wenn er die Zeichnungen nach den Angaben des Verfassers ausmalt. Freilich wird die im allgemeinen vorbildliche Klarheit und Übersichtlichkeit der Skizzen da und dort durch ein Zuviel an Stoff etwas beeinträchtigt.

Leider sind dem verdienten Methodiker und Schulinspektor Grauwiller einige störende Sachfehler unterlaufen. Teufelsbrücke und Stiebender Steg (Seiten 4/5) sind nicht dasselbe. Rudolf von Habsburg hätte den Freibrief der Urner 1273 nicht bestätigt? (Seite 4). Im Gegenteil: der neue König anerkannte Uris Reichsunmittelbarkeit auf herzliche, ja schmeichelhafte Art, vielleicht, um durch die Bevorzugung der einen Talschaft einen Keil zwischen die Waldstätten zu treiben. Klaus Leuenberger wurde nicht in Lützelflüh, sondern in Sumiswald zum Obmann der Bauern gewählt (Seite 36); in Lützelflüh fand überhaupt keine Bauernlandsgemeinde statt. Das kaiserliche Droh- und Machtmittel ist nicht der Bann, sondern die Acht (Seite 17). Wir möchten abschliessend jedoch feststellen, dass solche Verstösse der *methodischen* Verwendbarkeit des Werkleins nicht Abbruch tun.

Hans Sommer

REDAKTIONELLE MITTEILUNGEN

1. Die Druckstöcke zu den Bildern im Vortrag von Dr. Arnold Jaggi, Bern im Bund der Eidgenossen, wurden uns in sehr freundlicher Weise vom *Staatlichen Lehrmittelverlag in Bern* zur Verfügung gestellt. Die Bilder sind erschienen in den der bernischen Jugend vom Regierungsrat des Kantons Bern gewidmeten Schriften:

Bern in der Eidgenossenschaft 1191 - 1291 - 1941, zum 1. August 1941, verfasst von Dr. Fritz Bürki, Bern (1. und 2. Umschlagseite), und

Bern im Bund der Eidgenossen, zum 6. März 1953, verfasst von Dr. Arnold Jaggi, Bern. (S. 757, 759, 767.)

2. Aus verschiedenen Gründen haben wir darauf verzichtet, zum 6. März 1953 eine vielgestaltige Sondernummer herauszugeben; nicht zuletzt deshalb, weil mit dem Vortrag von Dr. Arnold Jaggi das Wesentliche und Gültige zum Erinnerungstage gesagt worden ist.

Wir beabsichtigen aber, im Laufe des Jubiläumjahres verschiedene Arbeiten zur geschichtlichen und kulturellen Entwicklung des Staates Bern folgen zu lassen. Ein bis ins Einzelne ausgearbeiteter Plan liegt noch nicht vor. Es wird sich aber vor allem um Biographien von Männern und Frauen handeln, die am innern und äussern Bau unseres Heimatkantons, an seinen Institutionen und seinem kulturellen Leben hervorragend mitgewirkt haben. Als Auftakt dazu wird in der nächsten Nummer ein Aufsatz von Prof. Wilhelm Stein über *Ferdinand Hodler* zu dessen 100. Geburtstag am 14. März 1953 erscheinen. Der Aufsatz wird durch eine weitere Arbeit anlässlich der Hodler-Ausstellungen in Bern und Thun ergänzt werden.

Ein ganz besonderes Anliegen wäre es uns sodann, einzelne Epochen der bernischen Geschichte und die Beziehungen zwischen Bern und den übrigen Eidgenossen, wie sie sich wohl am anschaulichsten aus Biographien, Briefen und persönlichen Berichten ergeben, darstellen zu lassen.

3. Vom Vortrag von Dr. Arnold Jaggi, *Bern im Bund der Eidgenossen*, ebenso vom Vortrag von Dr. Willy Schohaus, *Verschulung*, und von der in der «Schulpraxis» Nr. 11 veröffentlichten Arbeit von Dr. h. c. Paul Marti, *Aus den Papieren eines Schulmeisters zu Gotthelfs Zeiten*, sind Sonderdrucke erstellt worden. Sie können zum Preise von je 1 Franken (Jaggi, zu Fr. 1.20) plus Porto bezogen werden beim Sekretariat des Bernischen Lehrervereins, Bern, Bahnhofplatz 1.

4. Hans Zulligers «*Wappe-Spruch*» auf S. 754 ist dessen Gedichtbändchen «*Bärner Marsch*», Verlag A. Francke AG, Bern, entnommen.

L'ÉCOLE BÉRNOISE

Notre enfant entre à l'école ce printemps

(Considérations sur le problème de la maturité scolaire)

par le Dr W. Schohaus, Kreuzlingen

« La Nature attend l'heure favorable. De même que l'oiseau fait son nid au printemps, que le jardinier met l'arbre en terre quand la sève commence à monter des racines et vivifie les branches, que l'architecte sait les époques convenables pour abattre le bois, pour cuire la brique et pour poser les murs de fondation, de même l'école doit choisir l'âge propice à la formation de l'esprit, pour progresser ensuite, infailliblement, par degrés. »

Johan Amos Comenius, 1657

Nouvelle situation

Dès l'instant où l'enfant s'engage, pour la première fois, sur le chemin de l'école, quittant le monde exclusif des jeux enfantins, il prend une nouvelle place dans la société, il devient écolier. Sa situation dans la vie en est toute changée. Au dehors comme à l'intérieur de lui-même se produit un grand bouleversement dans l'ordre des choses, c'est la bifurcation la plus importante de toute son enfance, et ce grand changement exige de sa jeune âme un énorme effort d'adaptation.

Jusqu'ici, l'enfant appartenait au cercle individuel de la famille, qui limitait son monde et déterminait sa vision des choses. Mais il s'appartenait surtout à soi-même, à ses jeux et à ses rêves. Jusqu'ici, toute sa

journée n'était que liberté infinie, une vie intense et merveilleuse où, du réveil au coucher, il pouvait n'aspirer qu'à satisfaire sa joie de vivre.

Et voici que maintenant, la société, l'Etat intervient pour la première fois dans son existence, et l'entraîne, tout d'un coup, dans l'engrenage d'un ordre inexorable. On fait de lui un écolier. On le fait entrer dans un système où il n'occupe plus qu'une place infime, insignifiante, un système qui lui est foncièrement étranger, puisque conçu, établi et régi par des adultes, un système enfin, qui tend dans son ensemble, systématiquement, à tirer l'enfant de l'enfance.

On se rend trop peu compte, très souvent, de l'énorme effort imposé à l'enfant au moment où il entre à l'école, et on néglige facilement de considérer dans quelle large mesure il est contraint de réprimer son individualité propre, pour se plier aux exigences impersonnelles et objectives de cette institution. On a généralement trop peu conscience, en outre, des difficultés que pose à l'enfant un aspect particulier du problème: le fait qu'il partage maintenant sa vie entre deux sphères distinctes, la maison et l'école, qui, toutes deux, agissent sur lui de la manière la plus autoritaire. Or, il est bien rare que les conceptions des parents concordent exactement avec celles du maître; elles sont au contraire, bien souvent,

essentiellement divergentes. L'écolier soumis à des influences contradictoires devra les assimiler, les ramener si possible à un commun dénominateur ou, éventuellement, choisir entre elles. Les conflits résultant de cette tâche difficile peuvent être peu graves, bien que fréquents, mais ils peuvent être aussi très lourds de conséquences.

La réglementation légale

L'âge d'entrée à l'école est fixé par la loi, soit, en Suisse, par 25 lois différentes, puisque les cantons sont souverains en ce qui concerne l'instruction publique. Bâle-Campagne, St-Gall, Genève, Glaris, la Thurgovie et Zurich ont adopté la limite de six ans, cet âge devant être atteint avant le début du printemps. Dans les cantons d'Appenzell (Rhodes intérieures et extérieures), de Berne, de Neuchâtel, de Schaffhouse et de Zoug, le nouvel écolier doit être âgé d'au moins six ans et trois mois, dans celui de Lucerne et au Tessin d'au moins six ans et demi, et même sept ans dans les Grisons et en Valais. Les cantons d'Argovie, Fribourg, Vaud, Uri, Schwyz, Obwald et Nidwald font entrer les enfants à l'école au printemps de l'année dans laquelle ils atteignent l'âge de sept ans.

La plupart des autres pays où l'instruction est obligatoire fixent également la limite inférieure de scolarité entre six et sept ans. Cet ordre des choses repose sur la connaissance intuitive et empirique du développement de l'être humain. Ce n'est que depuis un demi-siècle environ que la science a commencé à s'occuper systématiquement du problème de la maturité scolaire. Les médecins s'appliquent, dans ce domaine, à établir les caractéristiques physiques des divers stades de développement: ils font une distinction, par exemple, entre les « formes infantiles » et les « formes scolaires » (cf. W. Zeller, « Der erste Gestaltswandel des Kindes », 1936). La psychologie enfantine recherche, d'autre part, les traits psychiques, sur la base desquels la maturité scolaire peut être définie d'une façon généralement valable.

Le résultat de ces travaux scientifiques est absolument net et concordant, du moins en ce qui concerne le point essentiel; il confirme le bien-fondé et l'opportunité du principe traditionnellement appliqué, suivant lequel l'enfant est jugé apte à l'école dès qu'il a atteint l'âge de six à sept ans.

Le développement psychologique

Le problème qui nous intéresse ici s'éclaire, tout particulièrement, à la lumière des études modernes sur la psychologie du développement. La période comprise entre trois et six ans et demi peut être considérée, dans l'évolution de l'enfant, comme une phase présentant une certaine unité. Sa vie affective est dominée alors par l'érotisme (au sens le plus large du terme), c'est-à-dire par la tendance à s'identifier, comme par amour de la vie, à tout être vivant. Cette affectivité, qui se manifeste principalement sous l'aspect d'un violent besoin de marques d'affection, peut prendre des proportions démesurées et asservir profondément l'âme de l'enfant. A ces excès s'oppose, toutefois, en général avec succès, une réaction normative (c'est-à-dire fondée sur un be-

soin moral de modération). C'est ainsi que cette période est caractérisée par une agitation intérieure, par des crises et des luttes, qui ont incité certains auteurs à la désigner du nom de « première puberté ». Ensuite de ces intenses conflits intérieurs qui développent, dans bien des cas, des complexes de culpabilité et d'infériorité, se manifestent des signes de déséquilibre psychique et des discordances qui, à la plupart des éducateurs non préparés à s'occuper d'enfants de cet âge, paraissent difficilement compréhensibles, déroutants ou même énigmatiques: sautes d'humeur, sensibilité excessive (pouvant aller jusqu'à la pleurnicherie), insociabilité, alternances de vivacité et d'abattement, sournoiserie, accès de tendresse suivis de bouderies inexplicables, états d'anxiété s'exprimant, en particulier, par des peurs irraisonnées et des cauchemars fréquents. D'une manière générale, il s'agit d'une période de forte introversion, où l'imagination, avide de merveilleux, épuise son exubérance dans les rêveries diurnes de l'enfant. Ses conflits intérieurs absorbent la plus grande partie de sa vitalité. Il est égocentrique au plus haut degré et, de ce fait, n'est pas encore capable de se soumettre aux règles d'une communauté de travail, de reconnaître la nécessité des tâches et d'éprouver le sentiment d'un devoir; à tout ceci s'ajoute le fait qu'il vit encore entièrement dans le concret, qu'il ne saisit que des situations particulières et des choses isolées, et qu'il est pratiquement inapte à la pensée logique dans le sens de l'abstraction. Tous ces traits sont de clairs indices d'immaturité scolaire.

Vers la septième année environ, cette « période d'excitation infantile » fait place à une phase plus calme. L'instinct de conservation devient dominant: l'enfant prend conscience de sa personnalité par opposition au monde extérieur. Il ne vit plus comme en rêve, il a maintenant l'air éveillé. Dès ce moment, il éprouve le besoin instinctif d'échapper à l'emprise maternelle; il aspire à faire ses preuves et à s'affirmer dans un cercle plus vaste, vis-à-vis d'autres gens et d'autres choses. Il commence à comprendre les tâches qu'on lui propose et il acquiert, peu à peu, le sens de certains devoirs. Très rapidement se développe, alors, sa faculté d'adaptation à des situations données, comme aux règles du jeu et aux lois d'une plus large communauté que la famille. Sa pensée et sa capacité d'abstraction font des progrès extrêmement rapides. Au cours de cette évolution décisive, l'enfant se tourne vers le monde réel et prend position envers lui; c'est pourquoi cette période (qui s'étend jusqu'au début de la puberté) est parfois désignée, à juste titre, comme étant « l'âge de la réalité ».

Cette nouvelle situation psychologique présente toutes les conditions essentielles d'une maturité scolaire bien comprise; il y a donc tout lieu d'approuver la mise à l'école au début de cette phase, ceci d'autant plus que l'école, à ce moment, offre un champ d'activité aux aspirations nouvelles de l'enfant, répondant ainsi au mouvement naturel qui le pousse à l'exploration consciente et réfléchie de nouveaux domaines. La réalité, souvent assez rude, de l'école donnera prise à sa combativité instinctive et favorisera, en nourrissant son ardeur par la diversité des branches, le besoin qu'il éprouve d'affirmer sa personne.

La maturité scolaire et l'entrée à l'école concordent donc, fort heureusement, pour la majorité des enfants. Le pourcentage, pourtant, des *enfants retardés* dans leur développement et qui, à l'âge légal, n'ont pas encore atteint la pleine maturité scolaire est beaucoup plus grand qu'on ne croit généralement. On devrait pouvoir exiger des parents qu'ils examinent avec conscience, dans chaque cas, si le degré de maturité physique et psychique de l'enfant est vraiment suffisant pour qu'il tire profit de l'école. Or, cette question – précisément quand elle s'impose avec acuité – n'est souvent même pas posée, ou bien on la prend à la légère. Le fait est que, fréquemment, des enfants sont envoyés trop tôt à l'école et en souffrent, ensuite, dans tout leur développement. La tendance à mettre les enfants à l'école le plus tôt possible, c'est-à-dire dès l'âge légal, est malheureusement très répandue. Un grand nombre de parents commettent plus tard la même erreur, en exigeant que leurs enfants fassent toutes leurs années d'école sans interruption et terminent le plus rapidement possible leurs études.

Commandements du bon sens pédagogique

D'où vient tant d'impatience? Des considérations économiques imposent souvent cette attitude. Il arrive aussi, chose également compréhensible, qu'on ne puisse garder l'enfant à la maison toute la journée. Mais, le plus souvent, c'est une déplorable ambition des parents qui joue ici le rôle d'argument décisif. Ils en font une « question d'honneur »: à aucun prix, leur enfant ne doit rester en arrière de ses camarades du même âge! Jamais ils n'admettront qu'il soit moins mûr ou moins doué que d'autres. A ceci s'ajoute le fait bien connu que les parents, soit par vanité soit par aveuglement, tendent à surestimer la maturité et les capacités de leurs enfants. Cette attitude irréfléchie et si peu objective est tellement répandue qu'il n'est pas rare que des instituteurs, après quelques expériences fâcheuses, renoncent à renvoyer des élèves de première année pour lesquels chaque jour d'école est, pourtant, un supplice, et qui, en outre, parce qu'ils sont moins avancés que les autres, présentent une entrave pour toute la classe – simplement par crainte de s'attirer la disgrâce de parents incompréhensifs, orgueilleux ou trop sensibles.

Que faire pour remédier à ce mal? Si nous en croyons notre expérience personnelle, il importe avant tout d'attirer l'attention des parents sur l'importance de ces problèmes, et ceci dans toutes les couches de population. C'est pourquoi nous allons tenter de formuler ici, brièvement, l'essentiel des connaissances psychologiques et pédagogiques dont tous les parents devraient tenir compte, dans l'intérêt même de leurs enfants:

1. L'âge n'est pas une garantie de maturité. Les prescriptions légales ne sont qu'un point de repère, lequel indique uniquement l'âge moyen des enfants mûrs pour l'école. A considérer que le fait d'avoir atteint l'âge scolaire équivaut à un certificat de maturité, on peut faire le plus grand tort aux enfants plus ou moins retardés dont on surestime ainsi les forces. Il est non seulement cruel, mais aussi dangereux pour le développement de l'enfant psychiquement ou physiquement plus lent dans sa croissance, de vouloir à tout prix lui faire suivre la première classe primaire, pour la seule

raison qu'il a six ans et demi ou sept ans au commencement de l'année scolaire. Citons ici Pestalozzi, lui qui, toujours, proclama avec passion les dangers de la hâte en matière d'éducation et d'instruction: « Quand les hommes précipitent la marche de l'ordre (naturel), ils détruisent en eux-mêmes la force intérieure, et ils troublent la paix en même temps que l'équilibre de leur être. » Et citons encore un autre passage: « La Nature a comme enveloppé les facultés supérieures de l'homme dans une coquille; si tu brises cette coquille avant qu'elle ne s'ouvre d'elle-même, tu ne découvriras qu'une perle non formée, et tu anéantiras ce trésor de la vie que ton devoir était de conserver à ton enfant. » La question de la maturité scolaire doit donc être posée expressément, pour chaque enfant, et il importe d'y répondre avec objectivité.

2. La vie nous fournit d'ailleurs une foule d'exemples qui viennent confirmer le bien-fondé de ce principe. Il existe certainement, même dans notre pays, un grand nombre d'hommes et de femmes qui auraient eu une jeunesse plus heureuse, qui se seraient développés plus harmonieusement et avec plus de force, et qui, pour toute leur vie, auraient joui d'une meilleure santé nerveuse, si leurs parents avaient eu le bon sens et la pitié de les envoyer à l'école ne fût-ce qu'une année plus tard. Ils auraient bénéficié, alors, d'une année heureuse durant laquelle, tout en se livrant aux jeux tranquilles de la première enfance, ils auraient accumulé des forces qui leur auraient permis, ensuite, de satisfaire sans peine aux exigences de l'école. L'école ne serait pas devenue, pour eux, un lieu d'oppression constante et de crainte. Ils n'auraient pas subi, durant toute leur jeunesse, le poids écrasant de tâches dépassant leurs forces.

3. Il est tout à fait inutile que les parents s'alarment, en constatant que leur enfant se développe lentement. Une croissance peu rapide produit souvent des caractères particulièrement fermes, du fait, précisément, que l'enfant assimile ainsi, profondément, chacune des phases de son développement. On constate assez souvent, d'autre part, que les enfants spécialement précoces (notamment les enfants prodiges) ne réalisent nullement, en devenant adultes, les espoirs que semblaient permettre leurs extraordinaires performances enfantines. La patience et l'art de laisser mûrir les fruits tardifs sont parmi les vertus essentielles, aussi bien de l'éducateur que du bon jardinier!

Que signifie donc *une* année, à l'échelle de toute la vie? Qui demandera plus tard à quiconque s'il est entré à l'école à six, à sept ou même à huit ans? Considérant tout ceci, il devrait être bien plus facile de garder plus longtemps à la maison un enfant dont la santé l'exige. En cas de doute, on ne devrait pas hésiter à consulter soit un médecin, soit un pédagogue averti.

4. Très souvent, il serait préférable de considérer l'entrée à l'école comme une sorte d'*essai*, dont il n'est pas certain qu'il sera forcément couronné de succès. Dans les cas délicats, les parents feraient bien de requérir l'avis du maître au bout de quelques semaines, sans parti pris, et de retirer l'enfant pour une année si ses difficultés à suivre étaient trop grandes, sans prendre la chose au tragique et, surtout, sans faux égards au « qu'en dira-t-on ».

5. D'une manière générale, les parents devraient témoigner plus de confiance en l'objectivité des maîtres, lorsque ceux-ci conseillent la répétition d'une classe, ou même le renvoi dans la classe inférieure. Un maître serait vraiment bien infâme s'il en arrivait à « déclasser » un de ses élèves pour des motifs personnels; un tel cas est peu vraisemblable. D'autre part, les parents peuvent aussi considérer qu'un maître ne donne pas volontiers de pareils conseils, puisque c'est reconnaître, en même temps, son incapacité à faire travailler le dit enfant de manière profitable. Un aveu de ce genre n'est jamais agréable.

La préparation intérieure

Quant aux enfants dont la maturité scolaire ne fait aucun doute, ils n'en posent pas moins, également, un problème pédagogique, car leur entrée à l'école les met brusquement en face d'une infinité de difficultés nouvelles, qu'ils ne sont pas toujours à même de résoudre sans peine. Le plaisir et la satisfaction que l'enfant retirera ou non de l'école dépendent, dans une large mesure, de l'état d'esprit dans lequel il aborde la nouvelle situation et, tout spécialement, de la représentation qu'il s'en fait par avance, de ses espoirs et de ses sentiments. Il est donc extrêmement important que les parents le préparent avec le plus grand soin aux tâches qui l'attendent.

Ceci ne signifie pas qu'il soit recommandé de lui apprendre, à l'avance, tout ce qu'on lui demandera de faire ensuite à l'école. Les maîtres apprécient en général très peu ce genre de formation préalable. Les enfants qui savent déjà lire et écrire un peu, au moment de leur entrée à l'école, donnent souvent plus de peine que les autres. Il est fréquemment nécessaire de les raisonner, afin qu'ils s'adaptent à la méthode et au pas de la classe; on a aussi, parfois, à lutter contre leur orgueil naissant et ils font facilement figure de fauteurs de désordre, parce que la leçon les ennuie. C'est pourquoi la plupart des maîtres préfèrent avoir affaire à des « esprits vierges » plutôt qu'à des enfants sachant déjà exécuter un certain nombre de tâches scolaires, ou croyant le savoir.

Ce qui importe est que l'enfant, quand il se présente pour la première fois à l'école, soit « moralement » préparé à sa vie nouvelle. Le nombre des « petits nouveaux » qui ont peur de l'école est encore trop grand de nos jours. Diverses suggestions néfastes peuvent exercer leur effet dans ce sens: les frères et sœurs plus âgés ou des camarades de jeu racontent volontiers des histoires d'école terrifiantes, pour faire les « importants » et impressionner les plus jeunes; il peut arriver qu'il s'agisse vraiment d'enfants ne voyant de l'école que ses aspects les plus fâcheux. Il n'est pas si rare qu'un maître d'école joue pour la jeunesse de sa commune le rôle de l'« homme noir ». Le personnage ainsi formé devient bientôt traditionnel; les élèves des grandes classes se chargent d'entretenir fidèlement la peur et l'aversion des plus jeunes envers la personne et l'enseignement du dit maître. Les parents devraient savoir déceler ces influences néfastes et mettre tout en œuvre pour les compenser. Même si le maître en question est vraiment un homme qui ne sait pas se faire aimer des enfants, il faut rassurer ceux-ci et calmer leurs craintes. Ils souffriront alors bien moins

de ses déficiences pédagogiques, car un enfant anxieux amplifie par l'imagination les fantômes qu'on a jetés dans son esprit, et il devient incapable de se dominer.

Il est encore, hélas! bien des cas où les parents eux-mêmes présentent l'école, d'avance, comme une menace et gravent dans l'esprit de l'enfant des images terrifiantes. Quand un enfant fait quelque sottise, ne lui dit-on pas facilement: « Attends seulement d'aller à l'école, ils sauront bien te dresser, là-bas! », sans songer aux traces profondes que peuvent laisser de telles menaces absurdes. Il n'est pas étonnant, alors, que l'enfant se représente l'école comme un endroit où règne une discipline féroce, qu'il la craigne avant même d'y avoir été et encore plus tard (même si ses expériences personnelles ne sont pas du tout terribles), tant il est difficile de corriger, après coup, des imaginations profondément gravées dans l'esprit. On peut affirmer sans exagération que beaucoup d'enfants souffrent d'une certaine peur de l'école durant toutes leurs classes, non pas tant parce qu'ils y ont fait de pénibles expériences, mais parce que la suggestion exercée très tôt sur leur jeune âme s'y est profondément imprégnée. Ceci se produit surtout chez les enfants qui, travaillés par des conflits psychiques persistants, souffrent d'un sentiment de culpabilité et sont, de ce fait, enclins aux complexes d'infériorité, au manque de confiance en eux-mêmes, et qui vivent, d'une manière générale, dans un état constant d'anxiété.

Le mieux sera de ne pas trop parler de l'école et de laisser l'enfant jouir pleinement, tant qu'il n'est pas encore tout à fait en âge d'y aller, de sa vie infantile relativement dépourvue de soucis. Si son attention est cependant intriguée par cette vie nouvelle qu'il pressent, on lui parlera de l'école de façon terre à terre, comme d'une chose toute naturelle, par où tous les enfants doivent passer. Il n'est pas bon, non plus, d'éveiller dans son esprit trop de joyeuse impatience, comme si l'école était un pays merveilleux n'offrant que des perspectives agréables. Je connais certains cas où l'enfant fut ensuite profondément déçu, ce qui l'amena, en fin de compte, à une attitude beaucoup plus négative que s'il était entré à l'école dans un état d'esprit plus neutre. Car il faut bien reconnaître que l'école n'est pas seulement le terrain d'une heureuse excitation pour l'esprit et d'un harmonieux développement dans le cadre d'une joyeuse communauté, elle signifie aussi, pour chaque enfant, une contrainte et des entraves à son ardeur personnelle d'expansion.

Extrait de « La Vie saine », avec la bienveillante autorisation de *La Bâloise*, assurance vie.

L'école ne fait pas à la musique la place qu'elle mérite dans l'éducation

par *Andréa Salieri*

Les maîtres de musique, et généralement les musiciens, se préoccupent de perfectionner les méthodes de l'éducation musicale. D'un pays à l'autre ils veulent comparer les efforts et les succès. Ils veulent échanger leurs idées, harmoniser leurs initiatives, et rêvent de parvenir, grâce à cette collaboration, à la plus grande efficacité possible dans l'enseignement d'un art auquel ils ont

consacré leur vie. C'est l'objet de la conférence internationale qu'ils tiendront à Bruxelles au mois de juin, et il n'est pas douteux que des progrès considérables seront amorcés par ces travaux et ces rencontres.

Toutefois, le problème capital, qui sera évidemment posé à Bruxelles, ne pourra pas être résolu de façon définitive, il s'en faut, par les seuls musiciens, professeurs et maîtres de musique. Le grand, le vrai problème est en effet de donner à la musique dans l'enseignement, dans l'éducation de la jeunesse, la place qu'elle devrait avoir: celle qu'elle aurait naturellement s'il ne tenait qu'aux musiciens. Apparemment, les artistes ne sont pas de nos jours les ordonnateurs de l'enseignement et de ses programmes.

Personne ne l'ignore: en fait, généralement, la musique vient, à l'école primaire comme au lycée, au rang des travaux ménagers et de la gymnastique – ou de préférence après la gymnastique. Elle s'ajoute au reste, vaille que vaille, elle complète la semaine s'il y a lieu. Elle ne fait pas vraiment partie des études normales, imposées aux élèves, réclamées par les parents, et nul n'est tenu de la prendre au sérieux.

Des exceptions, il y en a, d'aussi remarquables que l'on voudra; l'auteur de ces lignes a le bonheur d'en connaître plusieurs. Mais jamais exception n'a infirmé la moindre règle, et il faut bien convenir que pour la majorité des enfants qui grandissent en ce milieu du XX^e siècle, la musique est présentée comme chose superflue – jeu puéril ou grammaire revêche: autrement dit elle leur est refusée.

Refusée en dépit de la radio, des disques, des concerts-promenades et du cinéma. A la maison, dans la rue, ils entendent plus de musique que Mozart n'en entendit jamais; ils passeront leur vie au milieu de flots sonores énormes – mais comme des sourds psychiques, ou comme des étrangers devant un poème à jamais indéchiffrable, même affiché au néon en lettres de deux pieds. Car la musique est ceci et cela; elle est aussi un langage, et qui ne s'apprend pas facilement. Et quelle classe le leur apprendrait, à ces garçons et ces filles par millions, à cette majorité? Le solfège bimensuel? Les trois répétitions qui annoncent l'apothéose de la distribution de prix?

Allons, la question est au fond assez simple pour ne plus souffrir l'hypocrisie. Ou l'on croit à la musique, ou l'on n'y croit pas. Ou bien l'on considère la musique comme un « art d'agrément », fief de quelques spécialistes bizarres, mais digne d'amuser parfois les braves gens, de les faire danser, voire rêver, bon surtout à tisser les fameux fonds sonores des cocktails et des repas de famille – et en ce cas tout va bien. N'en parlons plus.

Ou bien au contraire – mais quel contraste! – on reconnaît la vérité du mythe d'Orphée, on devine dans la musique l'art civilisateur par excellence. Et on sait que son étude n'est pas seulement question d'oreille et de mémoire, qu'elle a dans la formation de l'esprit et du caractère une influence souveraine. Et on pense comme les anciens Chinois que « par la musique on devient homme »; comme Platon on la définit: « Cet art qui réglant la voix passe jusqu'à l'âme et lui inspire le goût de la vertu »; comme les théologiens du moyen âge on lui assigne pour mission de « rythmer les âmes ». Et enfin on lit, on ose répéter sans scandale la phrase audacieuse de Goethe: « Qui n'aime pas la musique ne mérite

pas le nom d'homme, qui l'aime est une moitié d'homme, qui la pratique est un homme complet. » Alors... alors on se met à parler de révolution.

Car si la musique a cette grandeur et ce pouvoir, c'est une révolution qui s'impose: dans les programmes d'enseignement, dans les systèmes d'éducation, elle doit avoir une des premières places. Elle devra être présentée aux enfants, aux adolescents comme aussi respectable, aussi utile, si jamais on peut le dire, que l'algèbre, l'orthographe et la grammaire latine. Le mot « utile » semble choquant? Qu'on en reste donc à la boutade de Santayana qui disait la musique inutile comme la vie, mais que l'on ne renonce pas plus à l'une qu'à l'autre.

Que l'on se décide enfin... Voilà le ton de l'utopie, comme si l'on ne pouvait parler d'éducation musicale qu'en rêveur ou en prophète. Pourtant, il ne s'agit pas de créer dans l'absolu. Il n'y a guère à inventer. L'enseignement de la musique et même l'éducation par la musique ne sont pas des découvertes si récentes ni des innovations si rares qu'il faille battre le rappel des pionniers et des apôtres.

Peut-être serait-il présomptueux de rappeler ici les études d'un jeune Grec au temps de Périclès, mais de nos jours, en plus d'un pays d'Orient, l'éducation serait encore peu concevable si elle ne se fondait sur la musique. En Thaïlande, le chant, avec la danse, est le milieu naturel de l'enfance. Un folklore d'une beauté et d'une richesse exceptionnelles accompagnent les premiers pas, les premiers mots; puis à l'école enfantine, tout s'apprend à travers la musique chorale. La maisonnée est à elle-même son propre orchestre, parfois son propre théâtre. Sans doute les études secondaires, à l'occidentale, risquent ensuite d'expulser l'enfant peu à peu de ce merveilleux domaine. On lui envie cependant des débuts si heureux, parmi les modes subtils des chants profanes et sacrés, les sonorités prestigieuses des flûtes, des gongs, des tambours et des violons thaïs. Il doit être facile de résister à la vulgarité quand on a passé les dix premières années de sa vie à cultiver ainsi la noblesse des gestes et la justesse de la voix.

Il est permis d'écrire cela avec un peu de regret en songeant à certaine école, fort moderne d'ailleurs, et fidèle à l'esprit des programmes officiels. C'était dans une nation dont beaucoup s'accordent à célébrer les gloires artistiques. Les élèves, dans cette école, avaient droit à vingt-trois minutes de musique par semaine. Encore, à partir de quinze ans, renonçaient-ils à ce droit, et nul n'avait le cœur de le leur reprocher. Les vingt-trois minutes leur paraissaient uniquement consacrées à l'exposé de quelques règles saugrenues, ou peut-être à l'audition de quelques disques, avec l'avertissement rituel: « Ecoutez ça, taisez-vous, c'est beau. » Certains garçons prenaient ailleurs des leçons de piano ou de violon; on les dispensait des vingt-trois minutes.

Or, dans la même ville, une école du même degré, mais moins officielle, suivait une tradition séculaire, admirée et suspecte à la fois. Pour tout dire, elle avait une chorale, une excellente chorale dont faisaient partie presque tous les élèves. Il faut noter ce « presque tous », car la participation n'était en rien obligatoire, et les répétitions, très fréquentes, ne dispensaient d'aucun travail. Mais la musique était là, chose quotidienne, aimée et familière.

Ces enfants, dès le début, faisaient l'expérience irremplaçable de chanter ensemble dans la discipline librement consentie, l'attention, la joie. Les notions élémentaires, ils les acquéraient en se jouant. A la fin de leurs études, ils avaient parcouru en initiés l'histoire de la musique et possédaient de façon authentique un impressionnant répertoire, du chant grégorien aux oratorios de Perosi, de Palestrina à Ravel, de Hændel à Verdi, de Monteverde à Malipiero. Peut-être convient-il d'ajouter que ces « pueri cantores » passaient comme les autres leurs examens littéraires et scientifiques...

Mais en tout cas, comment tolérer une telle inégalité? Et les garçons de la première école, qui représente tant d'écoles par le monde, ces enfants ne sont-ils pas victimes d'une injustice? On les veut cultivés en ne leur montrant de l'aventure humaine que des livres et des monuments, et l'on s'étonne que ces témoignages, si beaux soient-ils ou si pathétiques, restent pour eux trop souvent muets, stériles, « livresques ». Il leur manque, il leur manquera peut-être toujours l'intelligence des formes sonores, grâce auxquelles tant de poèmes, tant de peuples, de rêves, de prières retrouveraient présence et vie; et c'est comme si on les privait d'un de leurs sens – qui sait? du plus précieux de leurs sens.

Redresser cette injustice, que serait-ce donc sinon simplement généraliser les expériences déjà nombreuses de véritable éducation musicale, et donner à tous les enfants les avantages dont jouissent déjà quelques-uns d'entre eux? Il est impossible, par exemple, d'ignorer le travail des orchestres scolaires qui connaissent en plusieurs pays un succès souvent remarquable. Impossible de négliger l'œuvre internationale des sociétés populaires de musique et des jeunesses musicales dont l'action est chaque jour plus efficace. Impossible d'oublier ces chorales, maîtrises et manécanteries, lieux d'élection de la culture musicale, qui forment à la fois l'intelligence et le goût d'enfants et de jeunes gens qui, sans devenir, évidemment, des professionnels, sont bientôt des musiciens et non pas seulement des amateurs de musique.

Or ces chœurs, ces sociétés, ces orchestres de jeunes existent et vivent – généralement sans argent et sans grand soutien – mais enfin ils vivent, dans telle ville, dans telle école. Pourquoi pas dans toutes les écoles et dans toutes les villes? Pourquoi le plus grand nombre est-il, en fait, tenu à l'écart?

Encore une fois cette question ne s'adresse pas seulement aux spécialistes. Elle restera sans réponse tant que l'opinion publique n'aura pas reconnu la dignité de l'Art, la valeur singulière de la musique dans l'éducation, et l'urgence de donner à tous des chances égales dans ce domaine comme dans les autres.

*

Mais quand d'aussi simples vérités seront admises, il ne sera plus très difficile d'incorporer avec sincérité l'enseignement de la musique dans les programmes scolaires, de voter pour cela des budgets, d'assurer la formation des maîtres, d'encourager leurs dévouements et leurs initiatives. Ces choses, ces miracles iront vite, exigés ainsi de tout le monde. Il paraissait absurde, voilà

un siècle, de prêcher l'enseignement gratuit et obligatoire. Et un jour il paraîtra ridicule de vouloir refuser la musique aux enfants. On y verrait déjà un crime dans les sociétés où l'air traditionnel est une institution vivante: Pays de Galles, Yougoslavie, etc., pour ne rien dire des peuples sans industries, en Afrique ou en Océanie, et pour lesquels le problème ne se pose pas.

Mais, même quand il s'agit de la révolution ci-dessus mentionnée, elle est commencée, elle est dans certains pays en bonne voie. Il suffira de citer à cet égard l'exemple des Etats-Unis. Il y a une trentaine d'années encore, cette nation n'avait certes rien accompli de particulièrement brillant au service de la musique dans ses écoles ou ses collèges. Sans doute les temps avaient-ils changé depuis que Chaliapine plaignait les Américains d'être « sans lumière, sans chanson dans leurs vies », mais le plaisir de la musique restait celui d'une élite. Que tous les enfants, tous les jeunes gens pussent en avoir leur part semblait encore un beau rêve irréalisable.

Or, aujourd'hui, quatre-vingts pour cent des vingt-cinq mille écoles secondaires du pays ont leur harmonie, leur orchestre ou leur chorale, et bien souvent les trois ensemble. Il en est de même pour la quasi totalité des « colleges », et l'on peut affirmer qu'à l'heure actuelle non seulement la plupart des jeunes Américains entre dix et vingt ans apprennent à goûter la musique, mais que plus de trois millions d'entre eux *font* de la musique. Quant à la qualité de ces orchestres, elle atteint en bien des cas un niveau surprenant. C'est parmi ces formations scolaires que Léopold Stokowski, en 1940, recruta les membres de son All-American Youth Orchestra. Il se présenta alors dans les divers Etats plus de quinze mille candidats, et Stokowski, qui examina les six cents « finalistes » de ce concours, devait parler de son admiration pour « la compétence technique et l'intelligence musicale de ces jeunes exécutants, dont beaucoup ont la valeur de professionnels ».

On s'étonne moins, dans ces conditions, que la *Missa Solemnis* de Beethoven soit au répertoire d'une chorale d'étudiants (en sciences, en lettres ou en agronomie) ou qu'une des œuvres les plus ardues de Schönberg ait été jouée en première mondiale, sous la direction de Kurt Frederick, par l'orchestre de l'Université et des écoles secondaires de la ville d'Albuquerque au Nouveau-Mexique.

Ces résultats si rapides et si impressionnants sont dus à l'énergie et à l'enthousiasme d'une poignée d'animateurs qui, après avoir fondé de nombreuses associations de professeurs et de musiciens, s'organisèrent en 1934 en une « Music Educators National Conference ». Leur habileté fut d'intéresser d'abord le public et surtout le public scolaire, faisant appel à la fois à sa curiosité, à sa fierté, à son esprit de corps et même à son goût de l'uniforme. Ainsi l'éducation musicale fut en bien des cas demandée aux autorités par les étudiants eux-mêmes.

Pour conclure, il est sans doute vrai qu'afin d'instaurer l'éducation musicale, il faille au préalable faire l'éducation musicale des citoyens qui, à leur tour, la réclameront pour leurs enfants. Mais il devrait y avoir partout assez de musiciens, assez de critiques, assez d'instituteurs, et généralement assez d'amateurs fervents pour briser ce genre de cercle vicieux. *Le Courier* (Unesco)

Ecole normale de Delémont

Admissions 1953

Les examens d'admission à l'école normale ont lieu cette année dans une atmosphère « de haute conjoncture ». En dépit de la bonne marche des affaires, le nombre des candidates est élevé: 22, dont 14 catholiques et 8 protestantes. En outre, les perspectives de placement sont favorables: 16 élèves de la volée 1949-1953 trouveront des postes immédiatement à leur sortie de l'école normale. Où sont les neiges d'antan, l'époque où l'on attendait des mois, des années avant de trouver une situation définitive? Tant mieux pour les nouvelles générations, bien qu'une période d'attente, des remplacements ici et là contribuaient à compléter les connaissances des jeunes pédagogues, et les préservaient des dangers d'une carrière trop facile.

La tâche des autorités de l'école normale était aisée. Tant pour Porrentruy que pour Delémont, il fut décidé d'admettre 14 candidats sur 22 (il y avait également 22 candidats à l'Ecole normale de Porrentruy). Dans l'une et l'autre école, la répartition entre les deux confessions s'établit, par une curieuse coïncidence, d'une manière idéale: 7 élèves de chaque confession dans les deux écoles! Pareille réussite ne s'était certainement jamais réalisée.

Les épreuves consistaient tout d'abord en travaux écrits de français, mathématiques et allemand. Les candidates avaient le choix entre deux sujets de composition; un sujet descriptif: « Il y a affluence au guichet », et un autre plus sentimental: « Humble supplique au printemps pour le prier de revenir ». Neuf candidates ont choisi le premier sujet, 13 le second.

En mathématiques, les candidates devaient résoudre, en 2½ heures, les problèmes suivants:

1. Un capital placé à 3% a acquis une valeur de Fr. 13 800. Placé à 4%, il aurait acquis une valeur de Fr. 14 400. Quel est ce capital et pendant combien de temps a-t-il été placé? (Intérêts simples.)
2. Un commerçant a vendu pour une somme de Fr. 441 2 articles ayant le même prix de revient. Il a réalisé sur le premier un bénéfice égal au 20% du prix de revient et sur le deuxième un bénéfice égal au 20% du prix de vente. Calculer le prix de revient d'un article.
3. 3 frères veulent entourer d'une barrière un terrain qu'ils possèdent en commun. Le premier fournit les $\frac{5}{8}$ du matériel et le deuxième fournit le reste. Le 3^e ne fournit donc pas de matériel, mais paye Fr. 240 pour sa part. Comment cette somme doit-elle être partagée entre les 2 autres frères?
4. Un cycliste parcourt la distance qui sépare les villes A et B à la vitesse de 24 km. à l'heure. Le retour de B à A s'effectue à la vitesse de 20 km. à l'heure. Calculer la distance des deux villes, sachant que le cycliste est parti à 9 h. de A, qu'il a fait une halte de 45 min. à B, et qu'il était de retour à son point de départ à 15 h. 15 min.
5. Un triangle équilatéral, un rectangle et un cercle ont des périmètres égaux. La longueur du rectangle est égale au côté du triangle. Le rayon du cercle est $R = 1,2$ dm. Quelle est, en cm^2 , l'aire de chacune de ces figures?

En allemand, il s'agissait de traduire un texte suivi, ainsi que quelques petites phrases:

Traduction

Erreur d'un paysan. Un paysan portait un jour une corbeille de poires au château d'un grand seigneur. Sur l'escalier il trouva deux singes, qui étaient vêtus comme des enfants.

Leurs habits étaient très beaux et brodés d'or; ils avaient aussi une petite épée au côté et un chapeau sur la tête. Ces plaisants animaux se jetèrent sur la corbeille du paysan, qui ôta respectueusement son chapeau et se laissa prendre une grande partie de ses poires. Lorsque le seigneur vit le panier à moitié vide, il demanda au paysan: « Pourquoi n'as-tu pas rempli le panier? »

— Monseigneur, répondit le paysan, il était bien plein, mais messieurs vos fils l'ont vidé à moitié. Ils ont trouvé les poires à leur goût, et je n'ai pas eu le courage de les leur refuser. »

l'erreur: der Irrtum	plaisant:	lustig
broder: besticken	respectueusement:	ehrerbietig
l'épée: der Degen	refuser:	verweigern

Depuis quelques jours elle habite chez sa tante. — Devant la maison il y a quelques beaux arbres fruitiers et deux hauts sapins. — La grand-mère était assise près du fourneau et lisait le journal; la fillette s'assit sur un petit banc et joua avec sa poupée. — A cause du brouillard (der Nebel) le train a eu un grand retard (die Verspätung). — As-tu remercié ton amie pour sa lettre? Remercie-là. — Il y avait davantage de moineaux (der Spatz) que de mésanges (die Meise) sur la fenêtre. — Nous sommes allés à travers le pâturage jusqu'à la forêt. — La prochaine traduction sera plus facile que celle-ci.

Delémont, le 2 février 1953.

Ces épreuves ont donné des résultats satisfaisants — la divergence étant considérable: les notes de composition vont de 3 à 6, les notes de mathématiques de 1½ à 5½, et les notes d'allemand de 2½ à 6.

Les candidates avaient ensuite un examen d'ouvrages. Elles devaient exécuter, en 4 heures, différents travaux de raccommodage et de couture. Dans cette discipline, et il fallait s'y attendre, la dispersion est moins grande: une note en dessous de 4, 10 notes au-dessus de 5.

Les épreuves orales consistaient en deux examens de français, l'un consacré spécialement à la lecture expliquée, l'autre à l'explication grammaticale. Peu de très mauvais résultats: 2 notes seulement en dessous de 4, 16 notes au-dessus de 5 (sur 44 notes).

En mathématiques, les candidates devaient résoudre mentalement les 12 questions suivantes:

1. La somme de 2 nombres est 5,4; leur différence est 1,6. Quels sont ces nombres?
2. Un récipient cylindrique contient de l'eau jusqu'au tiers de sa hauteur. Si l'on ajoute 15 dl. d'eau, le récipient est rempli aux $\frac{3}{4}$. Quelle est sa capacité?
3. En revendant un article, un commerçant réalise un bénéfice égal au 25% du prix de revient. Exprimer ce bénéfice en % du prix de vente.
4. Lorsqu'on divise le nombre A par le nombre B on obtient 1,6 comme quotient. Combien obtiendrait-on en divisant le nombre B par le nombre A?
5. On a versé 180 cm^3 de sirop dans un flacon d'un demi-litre. Combien de cl. d'eau faut-il ajouter pour remplir le flacon?
6. Lorsqu'on multiplie un nombre par 1,15 il augmente de 0,75. Quel est ce nombre?
7. Dans un champ il y a des poules et des lapins. On a compté 35 têtes et 90 pattes. Combien y a-t-il de poules, et combien de lapins?
8. Quand on déplace d'un rang vers la droite la virgule d'un nombre décimal, sa valeur augmente de 1,98. Quel est ce nombre?
9. La somme des 3 termes d'une soustraction est 210. Le résultat de la soustraction est 25. Quels sont les 2 autres termes?
10. Augmenter la fraction $\frac{8}{15}$ de son quart, sans toucher au numérateur.

11. Par quel nombre faut-il diviser la fraction $\frac{5}{7}$ pour que le quotient soit égal à $\frac{3}{4}$?
12. Un capital placé à 3% pendant 8 mois a produit 96 fr. d'intérêts. Calculer ce capital.

Elles subissaient en outre un interrogatoire, les notes de ces deux épreuves étant combinées en vue de l'attribution d'une note de calcul oral. La dispersion est ici considérable: 5 notes au-dessous de 4, 3 notes au-dessus de 5.

Une épreuve orale d'allemand, une de géographie, et l'examen de chant et musique complétaient la série des épreuves. Résultats satisfaisants; non pas que de nombreuses virtuoses se soient révélées à cette occasion – rappelons d'ailleurs que la musique instrumentale n'est pas exigée à l'examen d'entrée, qui porte sur le programme des écoles secondaires.

Dans l'ensemble, le total des points obtenus est le suivant: sur un maximum de 54 points, une élève en obtient 50, une autre 46, la troisième 45, et la dernière classée, 35. La note moyenne va donc de 5,5 à 4. Pour les candidates admises en 4^e classe, la moyenne inférieure est 4,5.

Voilà terminée la tâche ingrate des examinateurs. Suivant l'esprit du règlement d'admission, ils ont cherché davantage à comprendre les candidates, à les faire raisonner, qu'à rechercher les petites lacunes de leur préparation pédagogique. Dans quelle mesure ont-ils

réussi? L'avenir le dira. Sans doute, les meilleures candidates ont-elles triomphé, ce qui ne signifie pas que d'excellentes jeunes filles, ayant peut-être «la vocation» – si difficile à déceler –, n'aient pu être refusées. Pestalozzi aurait-il subi avec succès l'examen d'entrée à nos écoles normales? Le problème de la sélection demeure entier et corps enseignant et commission, conscients de leurs responsabilités, s'efforcent de rechercher de nouveaux moyens d'investigation: peut-être des épreuves psychotechniques, bien que leur application aux études pédagogiques soit problématique.

Le directeur de l'école normale: *Junod*

A L'ETRANGER

Grande-Bretagne. Ecole et télévision. En Grande-Bretagne, la télévision sera employée comme auxiliaire de l'enseignement. Six écoles de Londres ont été choisies pour y faire des expériences sous forme de leçons de sciences, d'histoire contemporaine et d'esthétique. Des professeurs ont été choisis pour recevoir une formation particulière dans une école instituée récemment, qui les mettra à même de donner des démonstrations éducatives par la télévision. Ce nouveau service a débuté au mois de mai et comportait une demi-heure de leçon tous les après-midi, pendant quatre semaines. Les leçons par télévision devaient être incorporées dans les horaires scolaires. Si les expériences sont jugées profitables pour les élèves, le réseau national de la télévision sera étendu et diffusera régulièrement des leçons à partir de l'automne de 1954. *B. I. E.*

Kinder, die stark wachsen

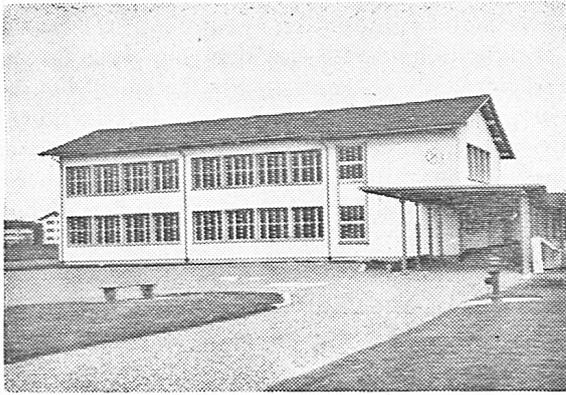
brauchen mehr Aufbaustoffe. Der Organismus wird stärker beansprucht, und darum braucht er auch eine durch Ovomaltine-Zusatz veredelte Nahrung. Dies ist der geeignete Weg, um die Körperkraft auf einer regelmässigen Höhe zu halten und Wachstums-Störungen zu vermeiden.

Für die wachsende Jugend:

OVOMALTINE

Büchsen zu 250 gr Fr. 2.40, 500 gr Fr. 4.30, überall erhältlich

Dr. A. Wander A.G., Bern



Dem nach den Plänen von Architekt Colombi errichteten Schulhaus Schönau in Thun soll noch eine Turnhalle beigelegt werden. Verschiedene Räumlichkeiten des neuen Baues dienen lokalen Veranstaltungen.

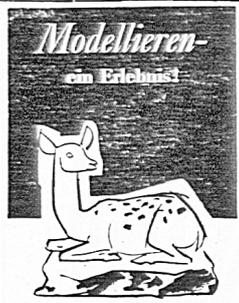
(Photo ATP)

Bau und Ausstattung des neuen Quartier-Schulhauses Schönau in Thun

Telephon	Telephon
<i>Erd-, Maurer-, Eisenbeton- und Kanalisationsarbeiten :</i>	
E. Weibel & Sohn, Baugeschäft Thun und Lerchenfeld (033) 2 22 05	<i>Zentralheizung :</i>
Messerli & Co., Bauunternehmung Thun - Hübeli 32 (033) 2 19 33	Weber & Co. Heizungen – Sanitäre Installationen Frutigenstrasse 17, Thun (033) 2 40 24
<hr/>	
<i>Dachkonstruktion und Luftschuttkellertüren</i>	
Ulrich Liggendorfer Holzbau, Zimmerei, Schreinerei Florastrasse 4c, Thun (033) 2 43 00	<i>Malerarbeiten :</i>
<hr/>	
<i>Schülerpulte und Eingangstüren :</i>	
W. Knechtenhofer-Scharnhorst Bau- und Möbelwerkstätte Bälliz 40a, Thun (033) 2 57 71	Fritz Müller, Gipser- und Malergeschäft Waisenhausstrasse 27, Thun (033) 2 27 58
<hr/>	
<i>Schreinerarbeiten :</i>	
A. Augsburg, Mechanische Schreinerei Grabengut, Thun (033) 2 28 25	Fr. Riem, Gipser- und Malergeschäft Bälliz 2, Thun (033) 2 40 78
<hr/>	
<i>Innere Verputzarbeiten :</i>	
Jos. Galeazzi, Gipser- und Malergeschäft Neuegasse 3, Thun (033) 2 10 27	<i>Mobiliarlieferung :</i>
W. Zbinden, Gipser- und Malergeschäft Hohmaadstrasse, Thun (033) 2 36 14	Adolf Schär, Büromöbel Bahnhofstrasse, Thun (033) 2 48 39
<hr/>	
<i>Wandtafeln und Kartenaufzüge :</i>	
Kaiser & Co. AG Vereinigte Spezialgeschäfte Marktgasse 39–41, Bern (031) 2 22 22	
<hr/>	
<i>Umgebungs- und Gartenarbeiten :</i>	
E. Liebi, Thun Handelsgärtnerei Blümlimatte (033) 2 26 01 Blumengeschäft Freienhof (033) 2 12 54	
<hr/>	
<i>Umgebungs- und Belagsarbeiten :</i>	
Fr. Fischer & Sohn, Strassenbau Baumgartenrain 6b, Thun (033) 2 18 71 und 2 39 73	



Bern, Tscharnerstrasse 14, Telephon (031) 5 11 51



Das Modellieren gestaltet den Unterricht für Lehrer und Schüler zum Erlebnis. Wie gehen dem Kinde die Augen auf für alles, was da kreucht und fleucht, wenn es mit eigenen Händen nachbilden und formen darf. Das Lernenmüssen wird zum Lernenwollen. Auch Sie sollten es probieren mit Modellieren!

**Verlangen Sie
Gratisproben**

verschiedener Bodmer-Ton- Qualitäten. Anleitung zum Modellieren gegen Einsendung von 90 Rp. in Briefmarken. Grundlegende Schrift von Lehrer A. Schneider, St. Gallen, Fr. 1.40.

228

E. Bodmer & Cie.
Tonwarenfabrik
ZÜRICH

Uetlibergstrasse 140
Telephon (051) 33 06 55

**BUCHBINDEREI
BILDER-EINRAHMUNGEN**
Paul Patzschke-Kilchenmann

Bern, Hodlerstrasse 16
Telephon 3 14 75
(ehem. Waisenhausstrasse)

Inserate

verhelfen Ihnen
zum Erfolg

Theaterkostüme und Trachten

Verleihgeschäft **Strahm-Hügli, Bern**

Inhaberin: Frl. V. Strahm Gegründet 1906
Kramgasse 6, Telephon 031 - 3 83 43
Lieferant des Berner Heimatschutztheaters

262

Arbeitsplan		
Fach Branche	Ziel But	Bildungsstoff Matières
<i>Ihr Helfer</i>		

55

Kassers Tagebuch des Lehrers

«Es ist der Kamerad des gewissenhaften Lehrers bei seiner Vorbereitung und beim Unterricht.»
Nunmehr in 21. (!) Auflage zu nur Fr. 4.50.

Im **VERLAG PAUL HAUPT** in BERN

**Gepflegte Möbel
und Wohnausstattungen**

**Polstermöbel
Vorhänge**

E. Wagner, Bern
Kramgasse 6, Telephon 23470

Zum Schulbeginn empfehlen wir das bewährte

Klassentagebuch EICHE

Preis Fr. 3.40

282

Ernst Ingold & Co., Herzogenbuchsee

Das Spezialhaus für Schulbedarf. Fabrikation u. Verlag

SCHÖNI Omega-Uhren
Uhren & Bijouterie
Bälliz 36 Thun
Allein-Vertretung
auf dem Platze Thun

Schwaller
MÖBEL
Möbelfabrik Worb
E. Schwaller AG. Tel. 67 23 56

Schwaller-Möbel sind keine Serienfabrikate! Getreu der guten Handwerksart werden alle Möbel in unsern eigenen Werkstätten hergestellt. Unsere hübsche Wohnausstellung in Worb gibt Ihnen gute Anregungen.

235

Neue Kurse

16

für Handel, Arztgehilfinnen, Verwaltung, PTT, SBB, Vorbereitung auf Berufe, Prüfungen, Laborantinnen- u. Hausbeamten-schulen. Diplomabschluss.

Beginn: 21. April

Prospekte und unverbindliche Beratung durch das Schulsekretariat

**Neue Handelsschule
Bern** Wallgasse 4, Tel. 3 07 66



Musikinstrumente und Noten

Musikbücher
Blockflöten
Violinen

Radios
Grammophone
Schallplatten



Versand überallhin

244

Chaussures
STRUB
Schuhe

Gebrüder Georges
Bern
Markt-gasse 42

179

Haushaltungsschule Bern

der Sektion Bern
des Schweiz. gemeinnützigen Frauenvereins
Fischerweg 3

Am 4. Mai 1953 beginnt der sechsmonatige Sommerkurs. Zweck der Schule ist: Ausbildung junger Mädchen zu tüchtigen, wirtschaftlich gebildeten Hausfrauen u. Müttern.

Praktische Fächer: Kochen, Servieren, Haus- und Zimmerdienst, Waschen, Bügeln, Handarbeiten, Gartenbau.

Theoretische Fächer: Ernährungs- und Nahrungsmittellehre, Gesundheitslehre, Haushaltungskunde, Bürgerkunde, Buchhaltung, Kinderpflege.

Tages-Kochkurse: Beginn 16. Februar und 7. April 1953, Dauer 6 Wochen, je vormittags.

Auskunft und Prospekte durch die Vorsteherin:
Frl. H. Nyffeler, Telefon 031 - 2 24 40

19

«PERDURA» DIE NEUEN QUALITÄTSMATRATZEN

Die **Holzdrechlerei O. Megert** in Rüti bei Büren

empfehlenswert für Schulen mit Handfertigkeitsunterricht zur Lieferung von Holztellern, Glasuntersätzli, Broschen usw. zum Bemalen und Schnitzen, in jeder gewünschten Form u. Holzart.

Muster und Preisliste stehen zu Diensten.
Telephon (032) 811 54

232



Wenn Ihnen Ihr Klavier

nicht mehr genügt oder zu gross ist, kommen Sie zu mir und tauschen Sie es gegen ein kleines und wohlklingendes Piano. Ich nehme Ihr Klavier oder auch Ihr Harmonium zu einem guten Preis als Anzahlung, den Rest können Sie auch in monatlichen Raten abzahlen.

Hugo Kunz, Klavierbau, Bern
Gerechtigkeitsgasse 44, Tel. 2 86 36

229

**Chemikalien
Reagentien
Mineralien
Farb- und Hilfsstoffe «Ciba»
für Mikroskopie**

**Photo-Chemikalien
Sammlungen
Insektengläser
Labor-Glas
für den naturkundlichen Unterricht
und Demonstrationen**

Wir führen auch kleinste Aufträge sorgfältig aus.
Für Besprechungen bitten wir die geehrte Lehrerschaft, in der Apotheke vorzusprechen.

Prompter Postversand

286

Dr. O. Gropp CHEMIKALIEN REAGENTIEN für Wissenschaft und Technik BERN

Christoffel-Apotheke Tel. 3 44 83 Christoffelgasse 3

Möbelkäufer



Direkt ab Fabrik kaufen Sie am besten. Seit 1912 bekannt als gut und preiswert

Besichtigen Sie unsere Ausstellung mit 80 bis 100 Zimmer-Einrichtungen

Möbelfabrik A. Bieri AG., Rubigen
Filiale in Interlaken, Jungfraustrasse 38

269



Ihre Reisen 20% billiger!

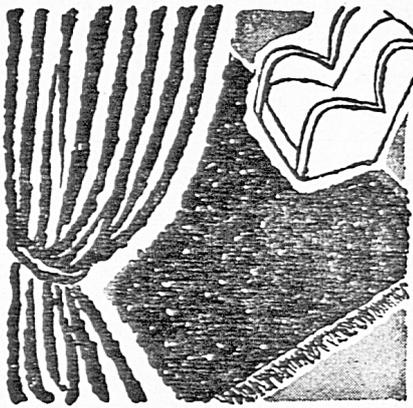
Für 4 gefüllte «MERKUR» Rabattkarten erhalten Sie Fr. 4.— in bar oder aber Fr. 5.— in Reisemarken. Sie können also um 20% billiger reisen!



«MERKUR»

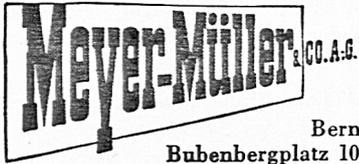
Kaffee-Spezialgeschäft

Wohnkultur-Dreiklang

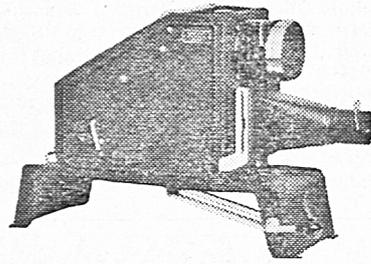


TEPPICHE VORHÄNGE

AM BESTEN VON



Bern
Bubenberglplatz 10



Prospekte und
Vorführungen
unverbindlich durch

GANZ & Co
BAHNHOFSTR. 40
TELEPHON 23 97 73 *Zürich*

64
Epidiaskope
Diapositiv-
Kleinbild-
Schmalfilm-Projektoren
Mikroskope
ab Lager lieferbar



HERREN- UND KNABENKLEIDER

Von jeher vorteilhaft

SCHILD AG., TUCH- UND DECKENFABRIK

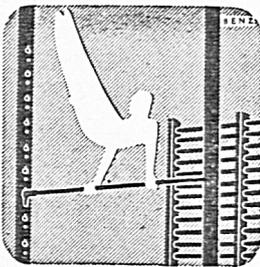
Verkauf: BERN, WASSERWERKGASSE 17 (MATTE) TELEPHON 226 12

Alder & Eisenhut AG

Turn-, Sport- und Spielgerätefabrik
Küsnacht-Zürich
Ebnat-Kappel

Das schweizerische
Spezialgeschäft
für
Turn- und Sportgeräte

Direkter Verkauf
ab Fabrik
an Schulen, Vereine
und Private



Sproll
MASSIVE MÖBEL
Vorhänge
Stoff

BERN Kasinoplatz 8



PRISMALO
Aquarelle

* leuchtende Farben, wasserlöslich

CARAN D'ACHE, GENÈVE

127

Redaktor: P. Fink, Lehrer an der Übungsschule Oberseminar, Bern, Brückfeldstr. 15. Tel. (031) 3 67 38. **Redaktor der «Schulpraxis»:** Dr. R. Witschi, Seminarlehrer, Bern, Seminarstr. 11. Tel. (031) 4 41 62. **Abonnementspreis per Jahr:** Für Nichtmitglieder Fr. 17.-, halbjährlich Fr. 8.50. **Insertionspreis:** Die fünfgespaltene Millimeterzeile 15 Rp. Die zweigespaltene Reklame-Millimeterzeile 50 Rp. **Annoncen-Regie:** Orell Füssli-Annoncen, Bahnhofplatz 1, Bern, Tel. (031) 2 21 91. Filialen in Zürich, Aarau, Basel, Davos, Langenthal, Liestal, Luzern, St. Gallen, Schaffhausen, Solothurn, Lausanne, Genf, Martigny

Rédaction pour la partie française: Dr René Baumgartner, professeur à l'Ecole normale, chemin des Adelles 22, Delémont. Téléphone (066) 2 17 85. **Prix de l'abonnement par an:** Pour les non-sociétaires Fr. 12.-, 6 mois Fr. 6.-. **Annonces:** 15 ct. le millimètre, réclames 50 ct. le millimètre. **Régie des annonces:** Orell Füssli-Annonces, place de la Gare 1, Berne. Téléphone (031) 2 21 91. Succursales à Zurich, Aarau, Bâle, Davos, Langenthal, Liestal, Lucerne, St-Gall, Schaffhouse, Soleure, Genève, Martigny

INHALT · SOMMAIRE

Wappen-Spruch	754	Fortbildungs- und Kurswesen	768	L'école ne fait pas à la musique la place	
Bern im Bund der Eidgenossen	755	Buchbesprechungen	769	qu'elle mérite dans l'éducation	775
Aus dem Schweizerischen Lehrerverein	768	Mitteilungen der Redaktion	772	Ecole normale de Delémont	779
Aus dem Bernischen Lehrerverein	768	Notre enfant entre à l'école ce printemps	772	A l'étranger	779

VEREINSANZEIGEN · CONVOCATIONS

Einsendungen für die Vereinsanzeigen der nächsten Nummer müssen spätestens bis *Mittwoch* in der Buchdruckerei Eicher & Co., Speichergasse 33, Bern, sein. Dieselbe Veranstaltung darf nur einmal angezeigt werden

OFFIZIELLER TEIL - PARTIE OFFICIELLE

Sektion Oberhasli des BLV. Sektionsversammlung Mittwoch, den 11. März, 13.45 Uhr, im Sekundarschulhaus Meiringen. Traktanden: 1. Protokoll. 2. Geschäftliches. 3. Verschiedenes. Anschliessend besuchen wir Herrn Arnold Brügger in seinem Atelier an der Kappellen. Der Künstler hält ein Kurzreferat. Zu vollzähligem Besuche ladet freundlich ein *der Vorstand*.

Sektion Nidau des BLV. Sektionsversammlung Mittwoch, den 11. März, 14 Uhr, im Physiksaal des neuen Schulhauses in Nidau. I. Teil: Fred Stauffer spricht über moderne Malerei (Lichtbildervortrag). II. Teil: Aussprache im Sali der Wirtschaft Funk, Nidau.

NICHTOFFIZIELLER TEIL - PARTIE NON OFFICIELLE

Lehrergesangverein Konolfingen. Probe Samstag, den 7. März, 16.15 Uhr.

Lehrergesangverein Oberaargau. Probe Dienstag, den 10. März, um 17.30 Uhr, im Theater Langenthal.

Seeländischer Lehrergesangverein. Probe Dienstag, den 10. März, 16.30 Uhr, im Hotel Bahnhof, Lyss.

Lehrergesangverein Frutigen - Niedersimmental. Nächste Übung Mittwoch, den 11. März, 16.30 Uhr, Nelson-Messe, im Hotel Des Alpes, Spiez. Vollzähliges Erscheinen erwartet *Der Vorstand*

Lehrergesangverein Thun. Probe Donnerstag, den 12. März, um 16.45 Uhr, in der Aula des Seminars.

Lehrergesangverein Burgdorf. Probe Donnerstag, den 12. März, 17.15 Uhr, im Singsaal des alten Gymnasiums in Burgdorf.

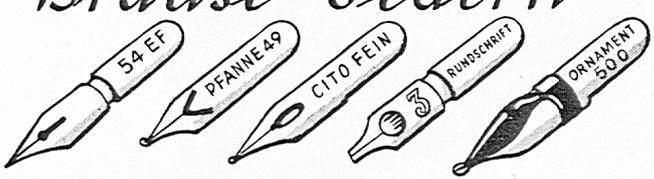
Lehrerturnverein Thun. Wir turnen jeden Montag ab 17 Uhr in der Eigerturnhalle.

Lehrerinnenturnverein Thun. Wir turnen jeden Dienstag von 17-18 Uhr in der Eigerturnhalle. Neue Mitglieder sind herzlich willkommen.

Pädagogische Arbeitsgruppe Köniz. Nächste Zusammenkunft: Mittwoch, den 11. März, 16.30 Uhr, im Restaurant Liebfeld. Fortsetzung der Diskussion. Jedermann ist freundlich eingeladen.

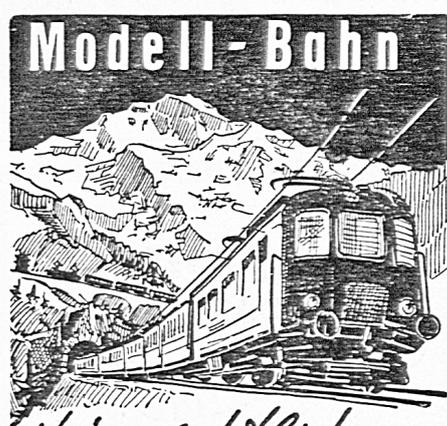
Freie Pädagogische Vereinigung, Langenthal. Die vorgesehene Zusammenkunft muss verschoben werden.

Für die Schulschrift:
Brause - Federn



Diese erzeugen einen regelmäßigen, flüssigen Schriftzug
Verlangen Sie bitte Muster
ERNST INGOLD & CO. HERZOGENBUCHSEE
Spezialhaus für Schulbedarf

Modell-Bahn



Heimwehfluh
Interlaken

Lehrreich, begeistert gross und klein
Auskunft durch: **Heimwehfluhbahn, Interlaken**
Telephon 036 - 18 54 oder 6 73

Gepflegte **Inserate** werden auch Ihnen nützlich sein!